

Biogr. 3089 \bar{E} / 3, 1

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr mit . . .	3 fl. — fr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 fr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . .	— fl. 2 fr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — fr.
Für einen Monat . . .	1 fl. — fr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl. 3 fr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu erlegen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenseldergasse Nr. 8. München.



<36600604750019

<36600604750019

Bayer. Staatsbibliothek

24530,

6209 6/173

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Dritte Abtheilung:

Befreiung und Wanderleben.

Erster Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

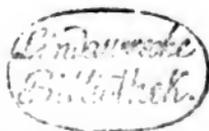
Befreiung und Wanderleben.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in
fremde Sprachen vor.

Erster Theil.



Berlin 1862.

Verlag von Otto Fante.



Druck von Trömner & Dietrich (früher Gotop) in Cassel.

Befreiung.

Erster Theil.



Erstes Kapitel.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und es giebt kaum irgend einen feierlichen Akt, der nicht sein komisches Zwischenspiel in sich erzeugte.

So war denn auch der frohen Erhebung jener ersten Stunde, in welcher ich über meine Zukunft entschied, gleich an demselben Tage eine sehr komische Nieder=geschlagenheit und ein lächerlicher Vorgang gefolgt.

Mein Vater schickte mir, wahrscheinlich um mir ein Vergnügen zu machen, durch seinen Lehrling den Betrag meines ersten Honorars in harten Thalerstücken heraus, aber statt mich daran zu erfreuen, war es mir äußerst widerwärtig, das Geld zu nehmen. Auf=erzogen in einer Umgebung, in der alle Frauen es gewohnt waren, von ihren Männern oder Vätern versorgt und unterhalten zu werden, und sich vornehmer zu dünken, je reichlicher dieses geschah, kam ich, die doch seit Jahren gar kein höheres Verlangen als

daß nach Selbstständigkeit gehabt hatte, mir plötzlich wie herabgesetzt, wie aus meiner angestammten Kaste ausgestoßen vor, als ich mit diesen acht Thalern die Gewißheit vor mir hatte, daß ich von diesem Tage an beginnen werde, für Geld zu arbeiten, um mir mein Brod einmal selber zu erwerben. Ich war ziemlich nahe daran, der Abwechslung wegen, in Thränen der Rührung darüber auszubrechen, daß ich nun endlich meinen Willen hatte; das währte jedoch nicht lange, und die Ueberlegung, was ich mit diesem Gelde kaufen solle, nahm dann zunächst meinen Sinn in Anspruch.

Daß es nicht für mich zu verwenden sei, stand fest. Mein ältester Bruder hatte uns dafür das Beispiel gegeben, als er mit dem ersten Gelde, welches er als Auskultator oder Referendar verdient, den Eltern ein Paar silberne Serviettenbänder angeschafft, auf welchen das Datum und die Worte: „Die ersten Sporteln“ eingegraben waren. Meinem Vater Etwas zu kaufen, war beinahe unmöglich, denn er hatte außer den Kleidern, die er trug, und außer einfacher Kost, durchaus keine persönliche Bedürfnisse. Er rauchte nicht, ein Schlafrock und ähnliche Bequemlichkeiten waren ihm damals, in

seinem dreiundfünfzigsten Jahre, noch völlig fremd, da er von früh bis spät gleichmäßig angezogen blieb, was denn das Gute mit sich brachte, daß auch uns Allen jene üble Gewohnheit der Mittelstände „sich in Negligee zu werfen“, ebenfalls fremd geblieben ist. Schmuck zu tragen, wäre ihm lächerlich erschienen, und bis wir sämmtlichen Kinder ihm einige Jahre vor seinem Tode einmal eine goldene Uhr und Kette zum Geburtstag schenkten, war seine alte silberne Uhr, da er den Trauring verloren hatte, das Einzige, was er über das Unentbehrliche hinaus besaß.

Ich hatte also nur die Möglichkeit, wie der Bruder es gethan, ein Stück in die Wirthschaft anzuschaffen; und da unserer hübschen und reichlichen Silbereinrichtung zufällig ein Paar Messer zu Butter und Käse fehlten, von deren Kauf die Mutter oft als von einer gewissen Nothwendigkeit gesprochen hatte, so beschloß ich, ihr diese zum Geschenk zu machen.

Die Mutter wohnte noch in der Sommerwohnung, die sie schon über ein Jahr inne hatte. Der Tag, es war der vierte Juli, war außerordentlich heiß, trotzdem lief ich gleich am Vormittage, weil die Lust zu schenken mir keine Ruhe ließ, zu den verschiedenen Goldschmieden umher, und er-

langte es denn auch, daß Herr Krickhahn, bei dem ich das mir Zusagende gefunden, mir die Chiffre meiner Mutter und das Datum des Tages bis um vier Uhr Nachmittags zu graviren versprach. Die Worte: „vom ersten Verdienste“ darauf setzen zu lassen, mußte ich mir versagen, da kein Fremder dies wissen sollte, aber ich konnte die vierte Stunde kaum erwarten, und als mein Vater zum Kaffee kam, hatte ich ihm das gekaufte Silber mit großer Freude auf den Tisch gelegt.

Er nahm es mit der heitern Wärme auf, mit welcher ich es dargeboten hatte. Er scherzte darüber, daß seine Kinder ihm bald einen Staats-tresor anschaffen würden, wenn es so fortginge, und es verstand sich nun von selbst, daß ich mich gleich aufmachen sollte, der Mutter den Brief von August Lewald mit all seinen guten Nachrichten und die beiden silbernen Messer als den ersten Ertrag meiner Arbeit auf die Hüfen hinaus zu bringen.

Als ich nun eben auf den Wolm hinaustrat, um von Hause fortzugehen, kam eine Wursthändlerin, welche uns allwöchentlich mit den für den Thee nöthigen Würsten versah. Es befand sich unter diesen eine Art frischer Leberwürste, welche meine

Mutter besonders gern aß, und die im Sommer immer nur an dem Tage genießbar waren, an welchem man sie fabrizirte. Ich kaufte also von meinem Gelde, um mir nebenher noch einen Spaß zu machen, die größte dieser noch ganz warmen Würste, wickelte sie gut ein, und ging nun meines Weges.

Raum aber war ich eine Strecke von Hause entfernt, und hatte die Krämerbrücke erreicht, so mußte ich warten, weil sie aufgezogen war. Während ich nun unter den andern Leuten da stand, kam ein kleiner Hund an mich heran, und es dauerte nicht lange, so folgte ihm ein großer. Ich hatte in jener Zeit, weil ich als kleines Kind einmal von einem Hunde gebissen worden war, den man für toll gehalten hatte, noch eine so unvernünftige Furcht vor Hunden, daß Geschichten über diese meine Angst zu den Lieblingsaneddoten der Familie gehörten, und auch jetzt befiel mich ein wahrer Schreck bei der Bemerkung, daß es die warme, stark nach Majoran duftende Wurst sei, welche mir die Hunde an die Seite lockte. Ich versuchte die Thiere mit den Falten meines Kleides, mit meinem Sonnenschirm, mit ergrimten Blicken und mit dem barschen Zuruf: fort! von mir zu verscheuchen, es blieb Alles ver-

gebens. Der Wurstgeruch wirkte mächtiger auf sie, als die so oft gepriesene Gewalt des menschlichen Blickes; und schon stand ich — da die erworbenen acht Thaler siebzehn Groschen mich sehr leicht in Bezug auf Geldausgaben denken ließen — auf dem Punkte, die Wurst, welche zehn Groschen gekostet hatte, dem ersten besten Armen zu geben, der mir in den Weg kommen würde, als ich mir einen Akt der Selbstüberwindung aufzuerlegen beschloß, um meiner Mutter die kleine Delikatesse nicht zu entziehen.

So rasch ich konnte, schritt ich also, um nur je eher je lieber der Qual entlebigt zu werden, die Steindammer Brücke in die Höhe, den langen im Sonnenbrande glühenden Steindamm entlang, im Voraus immer berechnend, und die Seite vermeidend, an welchen ein Schlächter wohnte, und von woher mir also wahrscheinlich ein Hund entgegenkommen konnte. Aber das half mir gar Nichts. Es schien mir in meiner Seelenangst, als ob an dem Tage alle Hunde der Stadt sich ein Rendezvous auf meinem Wege gegeben hätten. Hier wedelte ein Wachtelhündchen um mich herum, da stieg ein dicker Mops, denn es gab damals

noch Möpfe, wirkliche dicke Möpfe mit schwarzen Nasen und glühenden Augen, neben mir einher, dort sprang ein Rötter über den Weg und folgte mir schnuppernd, daß ich immer mehr in Furcht gejagt, immer schneller zugin, meine Wurst festhaltend, wie ein Fähnrich seine Fahne im ersten Kugelregen, bis ich denn auf's Aeußerste erhitzt, mit dem Bewußtsein, aus Liebe etwas mir sehr Schweres gethan zu haben, und mit der Hoffnung große Freude zu erregen, und herzlich empfangen und bedankt zu werden, in der Sommerwohnung meiner Mutter landete.

Die Mutter und die Schwestern saßen unter den Pappeln vor dem Hause und vespereten. Meine Mutter hatte während ihrer Mittagsruhe nicht gut geschlafen, sie war ermattet aufgewacht und dadurch mißgestimmt. Ich packte, als ich das gewahrte, zuerst die Wurst aus, um die Ueberraschungen zu steigern, erzählte lachend, wie es mir damit gegangen, und meine Mutter fragte, ob ich nicht irgend einen andern Gegenstand mitgebracht hätte, dessen sie in ihrer kleinen Menage bedurfte, und den sie durch die Wirthstochter, welche in die Stadt gegangen, bei uns hatte bestellen lassen. Ich verneinte das, denn das junge Mädchen war noch gar nicht bei

uns gewesen, als ich mich von Hause entfernt. Der Mutter war das unangenehm, und um dies gut zu machen, holte ich denn nun wirklich freudestrahlend meine beiden Messer hervor, denen, wie ich wähnte, denn in solchen Augenblicken wird Jeder wieder zum Kinde, gar nicht zu widerstehen war.

Leider hatte ich jedoch die Macht der Krankheit über den Sinn des Menschen nicht in Betracht gezogen. „Was ist das?“ fragte meine Mutter gleichgültig. Ich sagte, das sei mein erster Verdienst. August Lewald ermunterte mich auf das Entschiedenste zu literarischer Arbeit, der Vater sei damit einverstanden; kurz ich brachte so schnell als möglich all meine Freuden an den Tag, und schloß damit, diese Messer als die Nachfolger der Serviettenbänder anzukündigen, wobei ich hervorhob, daß die Mutter sie ja schon lange zu besitzen gewünscht. Sie mußte das aber offenbar in dem Augenblicke ganz vergessen haben, denn sie, die in guten und gesunden Tagen sich über eine Reihe Stecknadeln, die man ihr geschenkt, wirklich erfreuen konnte, legte die Gabe, die ich so glücklich gewesen war, ihr bieten zu können, ohne dieselbe auch nur recht anzusehen, mit den Worten auf die Seite, daß das eine höchst unnütze

Ausgabe sei, und daß ich mein Geld lieber hätte verwahren sollen.

Zurückgewiesen und getadelt zu werden, wo man sich offenen Herzens liebevoll genaht, ist sehr empfindlich, und war es mir in diesem Augenblicke und grade von meiner Mutter um so mehr. Es schnürte mir den Hals zu, all meine Freude war mit einem Schlage vorüber, ich dachte: Du hast nun einmal kein Glück! — und es war sehr gut für mich, daß meine Schwestern erriethen, wie mir zu Muthe war, und mich mit ihrer Freude und ihrem Antheil für die mangelnde Theilnahme meiner Mutter zu entschädigen suchten.

Ich war ganz kleinlaut geworden, ganz zusammengedrückt, als mein Vater am Abende hinauskam. Seine Anwesenheit machte die Mutter ihre schweren Leiden und ihren Unmuth stets vergessen, und da sie sah, wie gut gelaunt er forderte, daß man, um mir ein Vergnügen zu machen, die Messer gleich einweihen solle, so fing nun auch die Mutter sich zu freuen an, die Geschwister waren beisammen und sehr munter, wir gingen in der Stube zu Tisch und befanden uns über irgend einen drolligen Vorgang in lautem Lachen, als Rath Crelinger unerwartet

in das Zimmer trat, von unserm Lachen angesteckt, sich ebenfalls dazu hingekümmert fühlte, und unsere Lachlust dadurch, daß er lachte, ohne zu wissen worüber, bis zu dem Grade steigerte, daß es den ganzen Abend zu gar keiner vernünftigen Erklärung kam, und wir danach sehr heiter, in bester Laune, und Alle sehr zufrieden mit einander, in die Stadt zurückkehrten.

Als ich nun zu Hause vor dem Schlafengehen mein Märchen zum erstenmale gedruckt vor Augen hatte, und es zu lesen begann, kam es mir verändert vor. Es gefiel mir mehr und weniger als im Manuskripte. Es las sich besser, es klang vornehmer, nun es sich so glatt anhören ließ, aber es schien mir an Wärme und Leichtigkeit verloren zu haben. Ich wunderte mich, wo ich die guten Einfälle hergenommen — während ich in Briefen oft ernstere und durchdachtere Dinge geschrieben hatte, ohne mir irgend eine besondere Rechenschaft darüber zu geben oder gar mir ein Bewußtsein daraus zu machen — und wunderte mich ebenso, wo ich den Muth gefunden, diese Spielereien den Menschen zum Lesen anzubieten. Ich machte, ohne es zu wissen, die Erfahrung von der abtrennenden Wir-

kung, welche der Druck einer Arbeit auf das Verhältnis des Schreibers zu derselben ausübt, und es dämmerte mir dabei die erste Ahnung davon auf, daß man an jede Kunst bis zu einem gewissen Grade die Anforderungen machen muß, welche man an die Plastik stellt, mag diese einen erhabenen oder einen Gegenstand aus dem alltäglichen Leben zu ihrem Stoffe gewählt haben. Allem Bleibenden, allem Demjenigen, das in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht mehr zu ändern ist, muß die strenge Festigkeit und Abgeschlossenheit des Monumentalen innewohnen, wenn es wohlthuend und zugleich überzeugend und zwingend auf uns wirken soll. Das sogenannte Natürliche, Unwillkürliche leidet darunter nicht. Es gewinnt im Gegentheil dadurch; denn in der Kunst wirkt nur Dasjenige als wahrhaft schöne Natürlichkeit, das durch die Kunst geläutert und, alles Zufälligen entkleidet, in verklärter Naturschönheit und Naturwahrheit vor uns hingestellt wird. Man hat daher vollkommen recht, von der plastischen Darstellung in Schrift und Sprache zu sprechen, und die Parallele wird dadurch nur vervollständigt, daß der Stoff eine verschiedene Behandlungsweise erfordert, je nach dem Material, in welchem er zur Er-

scheinung gebracht werden soll. Die Schrift, der Druck und das gesprochene Wort haben ihre modifizirende Wirkung, aber es möchte nicht leicht sein, die Geseze und Regeln dieser Verschiedenheit einem Menschen klar zu machen, der die angeborne Empfindung für dieselbe nicht in sich ausgebildet hat.

Je weniger mein kleines Märchen mir genug that, um so mehr drängte es mich, etwas Besseres zu machen, und mir selbst in einer größern Arbeit die Ueberzeugung zu schaffen, daß ich leisten könne, was der Freund mir zu leisten zutraute. Um einen Stoff war ich nicht verlegen, und Muße hatte ich auch, denn es war schon seit mehreren Wochen abgeredet worden, daß ich mit dem Beginne des August zu meiner Mutter auf die Hüfen hinausziehen, und meine älteste Schwester mich in der Stadt im Haushalte ablösen sollte. Die Eltern hatten das meiner Gesundheit wegen so angeordnet, die schon seit lange nicht gut war. Ich sollte also frische Luft und Bewegung haben, und nun man mir Zeit für meine Arbeit gönnen wollte, wurde die Uebersiedelung nur um so schneller in's Werk gesetzt.

Im Ganzen machte der Entschluß, den ich für meine Zukunft gefaßt, auf die Meinen im ersten

Momente einen lebhaftern Eindruck als ich erwartet hatte. Ich kam ihnen dadurch einige Tage lang fremd und verändert vor. Indes das glich sich schnell wieder aus, Jeder sah sich das gedruckte Märchen an, Jeder fragte mich, was ich denn nun weiter machen würde, und damit war es abgethan, bis auf eine Menge freundlicher und wohlgemeinter Neckereien, und eine Folge von nicht endenden Projekten, in denen ich und die Schwestern uns gelegentlich um die Wette ergingen, und die alle darauf hinausliefen, daß ich mir einen Namen machen und daß es mir in der Welt sehr gut ergehen würde.

Sobald ich mich bei meiner Mutter eingerichtet hatte, machte ich mich an die Arbeit. Mir hatte oftmals vorgeschwebt, welches meine Lage geworden wäre, wenn man mich zu einer sogenannten Vernunfttheirath überredet, und ich nachher den Geliebten wiedergesehen haben würde, und ich hatte mich dann oftmals mit der Frage beschäftigt, ob mein Pflichtgefühl stark genug gewesen sein würde, über meine Leidenschaft den Sieg davon zu tragen. Ich hatte mir eine Menge von Situationen erdacht, hatte das Für und das Wider nach allen Seiten hin erwogen, hatte mir bald einen verzweifelungs-

vollen Untergang, oft auch eine edle und sehr erhabene Entfagung ausgemalt, und da mein ganzer Sinn nach allen Richtungen darauf gestellt war, mich an das Nächste zu halten, so suchte ich auch jetzt nicht nach besondern Ereignissen, griff auch nicht in ferne Zeiten oder vornehme Regionen hinüber, wie Anfänger das gern und meist zu ihrem Nachtheil thun: sondern ich hielt mich einfach an das, was ich genau kannte, an Menschen, an Charaktere, und an Verhältnisse, bei denen ich mich über keine Unwahrheit oder Unwahrscheinlichkeit mit jenem besänftigenden und beschönigenden „es könnte wohl so sein“, oder „es wird wohl so sein“ zu beruhigen vermochte, und so entstand denn der kleine Roman „*Clementine*“, den ich eben jetzt, nach zwanzig Jahren, zum erstenmale wieder angesehen habe.

Denjenigen, welche ihn gelesen haben und sich seiner noch etwa erinnern sollten, brauche ich jetzt nicht erst zu sagen, daß die Vorgänge und Figuren des Romans erfunden sind, und daß Nichts der Wirklichkeit entnommen ist, als der Gang meiner Gedanken und die äußere Gestalt des Helden, in welcher ich mir das Bild Heinrich Simons, wie er mit siebenundzwanzig Jahren ausgesehen, festzuhalten

bemüht gewesen bin. Aber schwerer als dieses Unternehmen, mir die liebe Gestalt im Worte darzustellen, möchte es sein, die Erregung und das leidenschaftliche Glück zu schildern, womit das Arbeiten an dem kleinen Romane mich erfüllte.

Von Kindheit auf an eine regelmäßige Zeiteinteilung gewöhnt, hatte ich es mir gleich zum Gesetz gemacht, auch meine neue Thätigkeit dahin zu regeln, daß ich am Morgen, wenn ich fertig angezogen war, mich an die Arbeit setzte. Die Erkerstube, welche ich in der Sommerwohnung inne hatte, war dann noch nicht aufgeräumt, ich ging also mit meinem Schreibwesen in die Laube des kleinen bäuerlichen Gartens, und da saß ich nun die ganzen Morgen still für mich allein und schrieb und schrieb, mit einer so reinen und großen Freude, daß ich noch heute gern daran gedenke.

Die Sonne schien so warm durch die grünen Blätter, die Ranken des Weisblatt wiegten sich so leise auf und nieder, hier und da flog ein Vogel aus dem Grün empor, daß sein Schatten über mein Papier hinweg huschte, während die Sonnensfunken — nicht eben zum Nutzen meiner Augen — darauflimmerten und tanzten. Es war so märchenhaft

still und schön. Schöner aber noch und märchenhafter dünkte mir die Welt der unsichtbaren Gestalten, die mich umgab. Diese Männer und Frauen, von deren Dasein Niemand wußte, die Niemand kannte als ich allein, die mir sammt und sonders sympatisch waren mit ihren Eigenschaften und Mängeln, die ich nur zu rufen brauchte, damit sie auf meinen Wink erschienen, die mir ihre Leiden und Freuden vertrauten, denen ich half und rieth, denen ich wehrte und gebot, die mein eigen und doch nicht ich selber waren, die ich übersah, und die ich doch als Ideale über mich stellte — ich war ganz erstaunt über ihr Dasein, und hatte sie doch sammt und sonders erschaffen. Dieser Freude an den Gestalten gesellte sich nun noch die Wonne hinzu, durch ihre Vermittlung einmal Alles sagen zu können, was mir seit so vielen Jahren auf dem Herzen gelegen hatte, und es sagen zu können, ohne daß man mich zurecht wies, ohne daß man mir widersprach, ohne daß ich mich zu mäßigen und Rücksicht zu nehmen und ohne daß ich es zu meiner Vertheidigung zu sagen brauchte. Es ist ein solches Glück, seine innerste Ueberzeugung aussprechen, seinen Glauben bekennen zu dürfen! Wäre das nicht der Fall, die Zahl der Märtyrer

auf allen geistigen Gebieten würde lange nicht so groß geworden sein!

Mir klopfte das Herz vor Entzücken, wenn ich niederschrieb, was ich über die Liebe, über die Ehe dachte. Es war mir wie das Niederlegen eines Glaubensbekenntnisses. „Ich hasse die Ehe nicht,“ ließ ich einmal die Heldin des Buches, Clementine, in einem Briefe an ihre Tante schreiben, „ich hasse die Ehe nicht, im Gegentheil! Ich halte sie so hoch, daß ich sie und zugleich mich zu erniedrigen fürchte, wenn ich dies heilige Band knüpfte, ohne daß mein Gefühl Theil daran hätte. Was kann es Beglückenderes geben, als mit einem geliebten Manne sein Leben zu verbringen? Für ihn zu sorgen, seine Freuden und Leiden zu theilen; zu wissen: Alles, was mein Herz bewegt, Alles, was mich berührt, theilt und fühlt mein bester Freund mit mir? Beide leben dann ein doppeltes Leben. O! ich habe mir das oft himmlisch schön gedacht, ich habe es heiß gewünscht, und ich halte heute noch die Ehe für den einzigen Weg, der den Menschen zu der größten Vollkommenheit führt, die seiner Individualität möglich ist. Darum aber kann ich den Gedanken an eine gleichgültige Ehe nicht ertragen,

weil sie für mich eine unglückliche wäre; und ich habe es nie begreifen können, wie in der Ehe irgend Etwas die Menschen aneinander kettet, als ihr Herz. Die Ehe ist in ihrer Reinheit die keuscheste, heiligste Verbindung, die gedacht werden kann. Rein, wie ein Engel des Lichts, geht das Weib aus den Armen ihres geliebten Gatten hervor, und wenn man mir, nach dem katholischen Ritus, die Madonna die reine Mutter Gottes nannte, hat für mich ein rührend tiefer Sinn darin gelegen, ein ganz anderer Gedanke, als die Kirche ihn will. Ja! die Ehe ist rein! und aus der Umarmung liebender Gatten kann ein göttlicher Mensch, ein Retter der Welt entstehen. — Aber was hat man aus der Ehe gemacht? — Ein Ding, bei dessen Nennung wohl-erzogene Mädchen die Augen niederschlagen, über das Männer wickeln und Frauen sich heimlich lächelnd ansehen. Die Ehen, die ich täglich vor meinen Augen schließen sehe, sind schlimmer als Prostitution. Erschrick nicht vor dem Worte, da Du mich zu der That überreden möchtest. Ist es denn nicht gleich, ob ein leichtfertiges, sittlich ver- wahrlostes Mädchen sich für eitlen Puz dem Manne hingiebt, oder ob Eltern ihr Kind für so und soviel

Tausende opfern? Der Kaufpreis ändert die Sache nicht; und ich gestehe Dir, ich würde das Weib, das augenblickliche Leidenschaft und heißer Sinnentaumel hinreißen, groß finden, gegen diejenige, die, das Bild eines geliebten Mannes im Herzen, sich dem Ugeliebten ergiebt für den Preis seines Ranges und seines Namens.“

Es war mir, als hätte ich eine That gethan, einen Freiheitskampf bestanden, einen mir nicht mehr zu entreißenden Sieg erfochten, wenn ich solche Worte vor mir auf dem Papiere hatte, wenn ich mir dachte, daß mein Vater sie lesen, sie als meine Ueberzeugung vor der Dessenlichkeit ausgesprochen lesen würde. Ich dachte Tag und Nacht nur an meine Arbeit, meine ganze Seele war davon entflammt, ich vergaß die Zeit, es raubte mir den Schlaf.

Mitunter, wenn ich in meiner Laube saß, bis der Mittag heraufkam und die heiße Augustsonne mir auf den Scheitel brannte, kam die Mutter zu mir, mir mein Frühstücksbutterbrod zu bringen. Sie sah dann mein flammendes Gesicht, sie scherzte gutmüthig darüber, daß die Wangen mir so glühten, und nannte mich neckend: ihren armen Poeten!

Aber sie ließ mich ruhig gewähren, und schwer krank, wie sie es damals schon selber war, hatte sie Mitleid mit mir, denn auch mir ging es übel, und die ungewöhnliche Aufregung, in welche mein Arbeiten mich versetzte, verschlimmerte das Nervenleiden, das mich plagte.

Fast in jeder Nacht, und oftmals auch am Tage, wurde ich von einem Herzkrampf befallen, der mir den Athem nahm, mir den Angstschweiß auf die Stirne trieb, und mich auf das Aeußerste ermattet zurückließ, wenn er vorüber war. Gefährlich sollte diese Beschwerde nicht sein, ich magerte aber dabei ab, und denke noch mit Grausen an die Angst jener Tage und Nächte. Unser Arzt, der treffliche Doktor Kosch, verordnete mancherlei, indeß da ich es ihm auf ausdrücklichen Befehl meines Vaters verheimlichte, daß ich schrieb und daß diese Thätigkeit mich so gewaltig anspannte, so machten wir es ihm unmöglich, sich meine wachsende Ueberreizung richtig zu erklären, und als er mich eines Tages in einem heftigen Weinkrampf antraf, erklärte er mir sehr energisch, wie seine Kunst solcher Art von Nervenleiden gegenüber völlig machtlos sei, wie mir gar Nichts zu meiner Herstellung übrig bleibe, als mich gewaltsam zusammen zu nehmen,

und jene Selbsterziehung zu beginnen, die in Selbstbeherrschung bestehe, und ohne welche ich für mein ganzes Leben verloren sein würde. „Wenn Sie sich Weinträmpfe passiren lassen,“ sagte der treffliche Mann, „so weiß ich keinen Rath. Sie haben nicht nöthig, sich damit interessant zu machen, und wohin das Nachgeben gegen Nervenleiden führt, haben Sie zu sehen Gelegenheit gehabt. Leidend sind Sie, aber Sie leiden nicht schwerer, sondern weniger, wenn Sie den Anfall ruhig aushalten, ohne zu weinen. Und haben Sie Zutrauen zu mir, so werfen Sie auch all' die Paliativmittel fort, die ich Ihnen bisher gegeben habe. Auf die Länge nützen sie Ihnen gar Nichts. Je entschiedener Sie sich aber sagen, daß Ihnen Nichts hilft, als ruhig zu bleiben, um so wahrscheinlicher ist's, daß Sie das Leiden allmählich wieder los werden. Es sind genug nervenschwache Frauenzimmer auf der Welt, und es ist wirklich nicht nöthig, daß Sie deren Zahl noch vermehren helfen. Nehmen Sie sich zusammen!“

Sein etwas scharfer und kalter Ton machte mir den Ausspruch sehr hart klingen, indeß so böse ich auf ihn war, fühlte ich doch, daß er Recht hatte, und habe es ihm in meinem Innern später viele

tausendmal gedankt, daß er es nicht scheute, mir weh zu thun und mich zu verletzen, um mich zur Besinnung zu bringen, und daß er genug Glauben an meine Vernunft und an meinen guten Willen hatte, um mir das „hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen!“ auch auf diesem Gebiete in das Gedächtniß zu rufen. In allen solchen Fällen kam mir neben meiner Vernunft immer auch der Stolz zu Hülfe, der sich nicht beklagen und bemitleiden lassen mag, und auch in diesem Punkte begeht man bei der Erziehung der Frauen ein Unrecht, wenn man sie von Jugend auf in dem Wahne erzieht, daß sie nicht bloß das schwächere, sondern überhaupt das schwache Geschlecht sind, daß sie weniger ertragen können, daß sie eher ihren Leiden nachgeben dürfen, als der Mann. Schäme Dich! sagt man zum Knaben, wenn er sich über einen Schmerz beklagt, Du bist ja ein Junge! Dem Mädchen ruft man das selten zu. Man tröstet es, man beklagt es leichter, und macht so dem Geschlechte, das, seiner Naturbestimmtheit nach, vielfach zum Ertragen von Unbequemlichkeiten, von Leiden und Schmerzen gezwungen ist, statt es mit geistiger Kraft gegen dieselben auszurüsten, mit einer systematischen Ver-

järtelung die Weichlichkeit zu einer ihm zustehenden oder gar angeboren und also berechtigten Eigenschaft. Man kajolirt die Empfindlichkeit der Mädchen und wundert sich nachher über das nervenschwache und hysterische Geschlecht. Aber auch die Aerzte sind zum Theile mit daran Schuld; denn in den tausend und aber tausend Fällen, in welchen sie nicht mit ihren Medicamenten und Säften helfen können, sondern erziehend und berathend helfen müßten, fehlt ihnen das, was kein Professor lehren und kein Staatsexamen ergründen und bescheinigen kann: der Muth der Ehrlichkeit und der feste, männliche Charakter. Es steckt in gar vielen Aerzten noch ein gutes Stück der Priesterkaste, aus der sie hervorgegangen sind. Das Geheimthun ist ihnen lieber als die Wahrheit, ihr Nimbus ihnen mehr werth als das Wohl des Kranken. Und die einzige Eigenschaft, welche sie aus ihrer Priesterkaste hinübernehmen müßten, die Eigenschaft treue und verständnißvolle Seelsorger zu sein, geht den Einen ab, und wird Denen, die sie vielleicht besitzen, durch die falsche Zurückhaltung der Kranken auszuüben (unmöglich gemacht — eben wie es unserm Arzte in meinem Falle geschah.

Ich trug denn nun, nach des Doktors Ermahnung, mein Herzklopfen und meine Beklemmung mit wachsender Geduld, und schrieb daneben an meinem Romane mit einem Eifer fort, daß ich das Bändchen im Verlaufe eines Monates zusammen hatte. Und nun bewiesen sich mir die gründliche Schulbildung und die juristische Distinktionskraft meines Bruders, dem ich meine Arbeit zur Durchsicht übergab, von großem Nutzen. Streng und gewissenhaft, wie er ein Aktenstück untersucht haben würde, prüfte er jeden Satz, machte er mich auf jede Unklarheit im Ausdruck, auf jede Unregelmäßigkeit im Satzbau aufmerksam. Das war mir nicht immer angenehm. Es kam mir oftmals vor, als zerre er an meinen eigenen Gliedern, wenn er mir die Sätze, in denen ich meine erhabensten Gedanken und meine allerfeinsten Empfindungen niedergelegt zu haben glaubte, so auseinandernahm und logisch analysirte. Ich mußte dabei unwillkürlich an Hoffmanns automatische Figur denken, welcher, dem Liebenden gegenüber, die schönen Augen aus dem Kopfe genommen werden; aber zweckmäßig war diese Schulung Nichts destoweniger. Wenn ich bei allem Sachlichen, sofern ich selbst es nicht auf das Ge-

naueste in seinen Einzelheiten kannte, darauf hingewiesen wurde, mir bei Fachleuten auch über das anscheinend Beringsfügigste genaue Auskunft zu holen, so gehörte das eben auch zu jenem „Arbeiten mit dem Schurzfell“, ohne welches man in keiner Kunst und in keiner Wissenschaft über das Dilettantische hinaus zu etwas Ordentlichem kommen kann, und welches doch grade manche Schriftsteller und vor allem so viele Schriftstellerinnen als etwas Unwesentliches zu betrachten lieben.

Der Glaube, daß man durch Inspiration etwa auch die Regeln der deutschen Grammatik und Einsicht in die Technik der verschiedenen Gewerbtätigkeiten empfangen, daß man durch seine idealen Empfindungen den deutschen Satzbau und die Kulturzustände der Vergangenheit oder die Sitten und Gebräuche der vornehmen Welt und des Auslandes kennen lerne, hat mir später oft recht viel zu schaffen gemacht, wenn meine jungen Kolleginnen mir die meistens etwas unbequeme Ehre erzeigten, mein Urtheil über ihre Leistungen, d. h. meine Bewunderung für dieselben zu verlangen. Sagte ich einer Dame: „Sie haben gewiß Talent, aber Sie müssen Grammatik lernen, denn Sie brauchen die Con-

junktive und selbst die Präpositionen falsch!" so sprach die junge Muse mir natürlich alles tiefe Gefühl und alle „poetische“ Empfindung ab. Stellte ich einer Andern vor, daß eine vergossene Tasse Kaffee nicht in „Kastaden vom Tische herunter rieseln“ könne, so sah ich es ihr an, für wie pedantisch sie mich hielt. Bedeutete ich einer Dritten, daß man so und so viel Fuß weit nicht springen, daß man unter diesen und jenen Verhältnissen also ganz unmöglich eine Flucht bewerkstelligen könne, so erhielt ich die zurechtweisende Belehrung, daß der Dichter sich so viel Freiheit wohl nehmen dürfe, und daß dies eben die poetische Lizenz sei. Fragte ich eine Vierte, was sie sich denn bei dem und jenem Sage eigentlich gedacht habe? so blickte sie mich verwundert an, und begriff nicht, daß ich mir bei jedem Sage „Etwas denken wolle“, und daß ich nicht im Stande war, aus dem konfusen Gewirr ihrer Worte, ihre hinduselnden Empfindungen nachzufühlen. Kurz, wo ich lehren sollte, wurde ich in der Regel indirekt darüber belehrt, daß es mir an Einsicht in das Wesen der Dichtkunst gebreche, welches auf Inspiration beruhe, und daß mir das Verständniß für jene Art der Poesie abgehe, welche dem weiblichen Gemüthe

angeboren sei, und es so unwiderstehlich zum Dichten antreibe, daß man, auch ohne etwas Rechtes gelernt zu haben, ihrem Drange unbedenklich folgen müsse.

Es war dann ganz umsonst, wenn ich ihnen auseinandersetzte, wie ich gegen ihr Dichten gar Nichts einzuwenden hätte, sofern sie es, wie das Beten, in ihrem stillen Kämmerlein betreiben wollten, und wie mich nur dagegen wehrte, daß sie, um ihren Namen auf einem Titelblatte prunken zu sehen, Thorheiten drucken ließen, gegen welche sich dann der Spott der Männer mit Fug und Recht erhebe. Vergebens machte ich sie darauf aufmerksam, daß der Dichter sich neben dem idealen Verhältniß zu seinen Lesern auch in einem ganz realen Verhältniß zu ihnen und zu seinem Buchhändler befinde, und daß der Schriftsteller, welcher hingeschluderte Arbeiten, Arbeiten, an die er nicht sein ganzes Können und Vermögen und seinen gewissenhaft ehrlichen Fleiß gewendet habe, um Nichts besser, ja in meinen Augen schlimmer sei, als der Krämer oder der Bäcker, der für gutes Geld schlechte Waare verkaufe. Ich wurde dann gewöhnlich mit einem vornehmen oder mitleidigen Lächeln abgelohnt, und sie verließen mich, zu meiner großen Erleichterung, mit der sie beglückenden Ueberzeugung,

daß sie mich überschätzt und viel zu gut von mir gedacht hätten, da ich nach meinen eigenen Geständnissen jener Art von Inspiration entbehrte, welche von der Arbeit und Solidität des künstlerischen Studiums befreit.

Keinem Maler, keinem Bildhauer, keinem Schauspieler, keinen Architekten oder Musiker fällt es ein, daß er seine Kunst vor dem Publikum ausüben könne, ohne ihre Regeln, ihre Technik, ihre Gesetze studirt, ohne sie durch eine gewisse Praxis erlernt zu haben; nur mit der Dichtkunst, mit dem Schreiben für die Deffentlichkeit solle es nach der Meinung vieler Frauen und auch vieler Männer anders sein, und wird es anders gehalten — und es geht dann eben wie es kann, und sie sind „Narren auf ihre eigne Hand!“

Da mir nun beim Beginne meiner schriftstellerischen Thätigkeit ernster und guter Rath zur Seite stand, und mir auch alles Unsehlbarkeitsbewußtsein, aller Glaube an die zwingende Inspiration abging, denn ich hatte meiner Lust zum Dichten stets mißtraut, und mir nie ein Dichtertalent zugestanden, ehe man es mir zuerkannte, so sah allerdings mein schönes Clementinen = Manuscript trübselig

genug aus, als ich es mit meinem Bruder durchgenommen hatte, und wollte ich meinem Vetter Lewald das Lesen desselben nicht beschwerlich machen, so blieb mir Nichts übrig, als es von Anfang bis zu Ende noch einmal abzuschreiben, und in dieser Reinschrift legte ich es denn (auch meinem Vater vor, der es mit sich in die Stadt nahm, um es „Abends im Bette“ zu lesen.

Ich war sehr gespannt und eigentlich besorgt, meines Vaters Urtheil zu vernehmen, und da er sich nicht zu übereilen pflegte, mußte ich es erwarten, bis ich etwa acht Tage später einmal in die Stadt kam, und in das Comptoir ging, um dem Vater einen Auftrag von der Mutter auszurichten. Er war beschäftigt, hatte einen Starosten und ein paar polnische Juden bei sich, hörte also meine Commission nur eben an, und versprach, am Abende, wenn es nicht zu spät werde, hinauszukommen. Als ich mich danach entfernen wollte, rief er mich mit einem: „Hör' einmal, Fanny!“ zurück, und sagte mir leise: „wenn Du Deine Schreiberei mitnehmen willst, so liegt die oben in meinem Sekretair. Es liest sich ganz gut, es ist ganz hübsch!“

Wer war glücklicher als ich. Ich hatte aller-

dingß auf mehr Lob gerechnet, dagegen aber Einwendungen gegen die Tendenz meiner Arbeit, Ausstellung gegen einzelne darin geäußerte Ansichten, selbst gegen Wendungen im Ausdruck erwartet; indeß um den Preis, dieser Lehtern ledig zu sein, leistete ich auf das Erstere gern Verzicht. Ich muß es dabei meinem Vater dankend und anerkennend nachrühmen, daß er mir das Wort, welches er mir bei dem Beginn meiner literarischen Laufbahn gegeben, fest und treu gehalten, und mir für all mein Schaffen und Thun völlig freie Hand gelassen hat, selbst als seine Ansichten und die meinen sich später nicht überall im Einklang befanden. Von dem Augenblicke an, da er mir das Recht zusprach, meinen Beruf selbstständig zu erfüllen und meinen Weg zu gehen, hat er mir volle Freiheit für denselben gelassen, und mich neben sich als eine Kraft, als gleichberechtigte Persönlichkeit anerkannt, die er zu schätzen und zu respektiren hatte, wenn sie auch sein Kind war. Das war aber bei einem Manne, von meines Vaters Charakter und Weise, das Höchste, was er seinem Kinde gewähren konnte, und ich habe es ihm nie vergessen.

Zweites Kapitel.

Das Jahr vierzig und das Jahr einundvierzig, dessen Herbst inzwischen herangekommen war, hatten in Königsberg ein ganz neues Leben hervorgerufen. Gleich dem Göthe'schen Zauberlehrling hatte Friedrich Wilhelm der Vierte mit seiner Huldigungsrede Kräfte zur Thätigkeit aufgerufen, die, lange vorhanden, nur des Augenblickes gewartet hatten, sich zu bethätigen, die der König nicht zu bannen vermochte, die ihm über den Kopf wuchsen, und sich gegen ihn zu wenden begannen, als er es versuchte, sie auf's Neue in Fesseln zu schlagen und zu unterdrücken.

Der Gemeingeist unserer Vaterstadt und der ganzen Provinz war immer ein freisinniger und kräftiger gewesen, und der Einfluß und die Richtung ihres Oberpräsidenten, des Herrn von Schön, hatte in den letzten Dezennien diesen Sinn genährt.

Rechnet man die Verirrungen der Ebelianer ab, so war man in weltlichen wie in geistigen Dingen sehr rationell. Vom deutschen Bunde ausgeschlossen, die russische Despotie zur Nachbarin, hielt man um so fester an dem specifischen Preußenthume und an dem Königshause fest, und grade weil nach der allgemeinen Ansicht der König selbst das Signal zur freien Aussprache der Meinungen, zum Heraustreten in die Oeffentlichkeit gegeben hatte, konnte und wollte man sich lange nicht davon überzeugen, daß es damit wieder ein Ende haben sollte. Ruhige und consequente Menschen haben der Inconsequenz gegenüber einen schweren Stand, weil sie den Gedankensprüngen und Einfällen derselben nicht zu folgen und nicht an dieselben zu glauben vermögen.

Einer der consequentesten Köpfe unserer Zeit, ein scharfer Denker, ein durchaus ernsthafter Mann, war es denn auch, der es in Königsberg über sich genommen hatte, die allgemeine Meinung zum Ausdruck zu bringen, die allmählich heranzubilden und zu erzeugen er seit einer Reihe von Jahren mitgewirkt. Doctor Johann Jacoby war fünfundsreißig Jahre alt, als er die „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ publicirte, und sich dadurch

zum Mittelpunkte aller Derjenigen machte, welche sich der Bevormundung entwachsen, und reif genug fühlten, selbst berathend und bestimmend an der Verwaltung und Leitung ihrer bürgerlichen und vaterländischen Angelegenheiten Theil zu nehmen.

Schon früher war er als Publicist aufgetreten, aber seine literarische Thätigkeit war nie eine fortgesetzte gewesen. Sie war ihm nicht Sache des Erwerbes, denn er praktisirte als Arzt und hatte für seine Praxis seine Zeit nöthig; sie war ihm auch nicht eigentlich Sache des Genusses, denn er hatte nie, wie man es nennt, zu seinem Vergnügen geschrieben. Nur wo es einen Mangel aufzudecken, ein Unrecht abzuwehren, einen Irrthum aufzuklären galt, war er mit kurzen polemischen Broschüren, deren knappe Zusammengefaßtheit, deren klarer Ernst an Lessing erinnerten, für das Recht und für die Wahrheit eingetreten, und hatte, wie am Krankenbette dem Einzelnen, bei den allgemeinen Uebelständen der Gesammtheit seines Volkes und Landes helfend zu dienen gestrebt.

Seine Angriffe gegen die Unentbehrlichkeit der medizinisch-chirurgischen Pevinière zu Berlin, seine an den damaligen Ober-Regierungsrath Streckfuß

gerichtete Streitschrift für die Emancipation der Juden, seine Anmahnungen die studirende Jugend auf den Schulen nicht durch todten Schulzwang und durch Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung zu ruiniren, hatten die Art seiner Kritik und seiner Polemik dargethan, aber auf dem eigentlich politischen Felde hatte er sich noch nicht bethätigt, und die ruhige und würdevolle Einfachheit, mit welcher er in seinen „Vier Fragen“ es der preußischen Ständeversammlung auseinandersetzte, daß es jetzt für sie an der Zeit sei, die im Jahre fünfzehn verheißene Verfassung und Volksvertretung, welche sie „bisher als Günst erbeten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen“ gewann ihm die größte Achtung und Verehrung in der Stadt, in der Provinz, im Vaterlande, und weit über dessen Grenzen hinaus.

Ohne wesentlich aus seinen gewohnten Lebensverhältnissen, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, war er bald die leitende Seele dessen, was in Königsberg geschah, und wie sich aus dem abgeschlossenen Maschinenfaale einer großen Fabrik die Bewegung bis in die entferntesten Theile derselben verbreitet, und Berrichtungen leistet, welche

man kaum noch mit der Maschine und ihrer Triebkraft in Verbindung glaubt, so regte der Geist Johann Jacoby's nach allen Seiten und auf allen Gebieten den Trieb zum Fortschritt und den Drang zur Arbeit an demselben an.

Er stand aber mit diesen Bestrebungen glücklicher Weise nicht allein da. Es hatte sich in jener Zeit in Königsberg ein Kreis von Männern zusammen gefunden, die mehr oder weniger jung, Alle noch unabgebraucht waren, und jenen Idealismus besaßen, der wirksam ist, auch wenn er von der Verhältnisse Ungunst gehemmt, hinter seinem Ziele zurückbleiben muß. Ludwig Crelinger, der Oberlehrer Witt, Professor Carl Rosenkranz, Doktor Rupp, der Prediger Detroit, Ludwig Walezrode, Professor Ludwig Moser, Doktor Rainhold Sachmann, Doktor Kosch, der Polizeipräsident Abegg, der Kaufmann und Vorsteher der Stadtverordneten-Versammlung, Herr Heinrich bildeten, ohne einen regelmäßigen Vereinigungspunkt zu haben, damals noch eine feste Gemeinschaft, einig in ihren Meinungen, einig in ihren Zwecken und einig auch über die Mittel zu einer friedlichen Agitation. Da diese Männer verschiedenen Berufskreisen und zum Theile auch ver-

schiedenen Gesellschaftskreisen angehörten, trugen sie bewußt oder unwillkürlich ihre Ansichten in die Familien über, und es gab bald kaum noch ein Haus, von der Wohnung, welche der Minister von Schön im königlichen Schlosse bewohnte, bis hinab in die Werkstatt des Handwerkers, in welcher man nicht mit Aufmerksamkeit den öffentlichen Ereignissen und den Maßregeln der Regierung gefolgt wäre, in welcher man nicht entschlossen gewesen wäre, nicht länger müßig zuzusehen und abzuwarten, sondern sich so weit zu unterrichten und zu bilden, als nöthig sei, um das was man bisher als eine Gunst erbeten, als ein Recht fordern zu können.

Es sind immer einzelne Personen und bestimmte Stichworte, welche die Träger und die Symbole für die geistigen Bestrebungen bilden. Solche Stichworte waren im Jahre vierzig und in den ihm folgenden Jahren bei uns in Königsberg die Schlußworte der vier Fragen, und als ihr Gegen-
satz die Phrase, mit welcher der Minister, Herr von Rochow, die Elbinger Bürger an ihren „geringen Unterthanenverstand“ gemahnt hatte, als sie sich mit einer Petition an die Regierung gewendet hatten. Wie im Jahre achtundvierzig kleine Burschen in

in den Straßen von Paris Barrikaden spielten und mit energischem Tone das Girondisten-Lied sangen, so konnte man bei uns in Königsberg im Jahre einundvierzig achtjährige Buben bei ihren Bänkreien auf den „beschränkten Unterthanenverstand“ ihrer Kameraden schimpfen und sie betheuern hören, daß sie „keine Gunst erbitten wollten, wo sie ihr Recht zu fordern hätten.“ So aber müssen die Schlagwörter einer Partei und einer Zeit in das Volk übergehen und zu feststehenden Redensarten werden, wenn die Begriffe, welche jene Worte in sich tragen, ein Gemeingut und ein Hebel für die Thatkraft werden sollen. Die auf Papier verhandelte Theorie, die in Büchern niedergelegten Gedanken thun's lange nicht allein, das lebendige Wort, der sinnliche Eindruck sind das eigentlich Fortzeugende, und eine Sache, die noch kein Symbol, kein Schlagwort, keinen in der Masse des Volkes, bei Alt und Jung, bei Groß und Klein bekannten Führer für sich gewonnen hat, eine solche Sache hat noch nicht die rechte Kraft in der Gegenwart und noch wenig Aussicht für die Zukunft. Es wäre ein Glück und ein Segen, wenn der Nationalverein erst einen Namen an seiner Spitze hätte, der Be-

geisterung in den Massen hervorriefe, wenn dieser Verein ein Zeichen, ein Symbol, ein Schlag- und Stichwort hätte, das im Herzen und im Munde des Volkes lebte; denn: „am Zeichen hält der Geist die Welt!“ und was des Zeichens entbehrt, das existirt für den Moment nur in abstrakto, und ist für die Masse noch gar nicht vorhanden.

Bei uns in Königsberg kannte und schätzte das Volk seine Führer. Jeder kannte den Doktor Jacoby, den mittelgroßen etwas gebückt gehenden Mann, mit seinem schon früh kahl gewordenen Kopf, mit der gebognen, weit vorspringenden Nase, mit den starken Lippen, und den großen, leuchtenden, hellblauen Augen, die förmlich Flammen sprühen konnten, wenn er mit Nachdruck sprach, und die so mild aussahen, wenn er am Krankenbette saß oder mit freier heitrer Freundlichkeit sich in der Gesellschaft bewegte. Jeder kannte den schönen Polizeipräsidenten Abegg mit seinem blond gelockten Haar und jenem feinen und doch kräftigen Antlitz, in welchem Wohlwollen und Menschlichkeit aus jeder Miene sprachen. Der große, schlanke Doktor Rupp, blaß, mit schwarzem Lockenhaar und dunkeln ernstern Augen; Doktor Witt, krausköpfig, unterseht,

mit frischen rothen Wangen, fröhlich, rüdrig und straff in seinen Bewegungen wie ein Student; der kleine, schnelle, stets satyrisch lächelnde Professor Moser; der maßvolle und in Gegenwart von Fremden doppelt vornehme Rath Crelinger, sie waren Figuren, die sich nur zu zeigen brauchten, um Theilnahme zu erregen, und es währte auch nicht lange, so hatten sich unter der Hegide dieser Männer die ersten politischen Bürgerversammlungen gebildet, so war die „Bürgerressource“ zu einem Orte geworden, in welchem die Angelegenheiten des Landes in Vorträgen erörtert, in Diskussionen besprochen wurden.

Nebenher hatte Ludwig Walesrode, der ohne einen amtlichen Beruf, als Literat in Königsberg lebte, im Winter eine Reihe von Vorlesungen vor Männern und Frauen gehalten, welche, anscheinend nur auf die Unterhaltung des Publikums angelegt, eine Menge von Sarkasmen, wie gut gezielte Schüsse gegen die obwaltenden Uebelstände und deren Vertreter und Aufrechterhalter gerichtet hatten; und wo alle diese verschiedenen Strahlen des neuen Lichtes nicht eindringen konnten, da hatten die Halleschen Jahrbücher, welche bei uns in Königs-

berg seit ihrem ersten Erscheinen, von Männern und Frauen, mit großer Theilnahme aufgenommen und von manchen mit wahrer Erhebung gelesen wurden, Klarheit und Tag geschaffen.

Die Bedeutung dieser Zeitschrift, das Verdienst der Männer, welche sich an ihr betheiligten, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Man muß zurückdenken an die Zeit, in welcher sie erschienen, an die Epoche, welche dieser Zeit vorausgegangen ist, man muß Diejenigen fragen, Männer sowohl als Frauen, welche sich damals in dem Alter von achtzehn bis dreißig Jahren befunden haben, um der Wirkung gerecht zu werden, welche die Jahrbücher geübt. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die ganze tüchtige Jugend jener Zeit sich an den Jahrbüchern zum Denken gewöhnt, sich daran geschult, sich an ihnen erzogen hat; und ich spreche das nicht nach meinem eigenen Gefühle aus, sondern ich berichte damit, was Männer und Frauen aus den verschiedensten deutschen Gauen mir viele Jahre später von sich selber berichtet haben.

Jung, schlagfertig, immer zum Angriff und zur Abwehr bereit, standen die Haleschen Jahrbücher beständig auf der Wacht. Jedem Vorgange im po-

litischen Leben, jeder irgend bedeutenden Erscheinung auf dem Felde der Literatur folgte ihr scharfes Auge, folgte ihre schärfere Kritik, folgte der Artschlag ihrer unerbittlichen und rücksichtslosen Wehrhaftigkeit. Sie bildeten keine Clique, sie waren eine Gewalt, welche kein Transigiren kannte. Sie befaßten sich nicht mit beschönigenden Redensarten, sie nannten die Dinge bei ihrem rechten Namen. Ohne Gottesfurcht und ohne Menschenfurcht hatten sie es gar kein Hehl, daß sie nicht in die Welt gekommen waren, um den Frieden zu bringen. Sie brachten den Krieg in ihrer Kritik der reinen Vernunft, und sie schrieben dabei ein so gutes ehrliches Deutsch, daß man seine ehrliche Freude daran haben konnte. Ihre Leser durch zerstreuende Unterhaltung zu amüsiren, fiel ihnen gar nicht ein. Sie hielten sich zu gut dazu und dachten auch von ihren Lesern zu gut, um nicht auf etwas Besseres für sie auszugehen, als auf das bloße elende Amusement. Sie befaßten sich mit Neuigkeiten, mit Erzählen, mit Novellen und Romanen nur, insofern diese Dinge anderwärts vorhanden waren, und sie es für Pflicht erachteten, es den Leuten klar zu machen, was gut oder böse daran sei. Sie hatten mit der Romantik

keinen andern Zusammenhang, als den des Kampfes auf Tod und Leben, den sie gegen den verwirrenden Reiz derselben führten; und Bilder in ihr gutes Journal eindrucken zu lassen — heute ein Bild von Göthe, morgen eines vom ersten Mandarinen des himmlischen Reiches zu bringen, heute die Juno Ludovisi und morgen die Crinoline der Kaiserin Eugenie abzubilden, das fiel ihnen in ihrem ernststen Glauben an ihr Volk und an dessen ernstes Interesse und sittlichen Gehalt, vollends gar nicht ein. Man muß aber ein Publikum auch gründlich verachten, um es für Nichts empfänglich zu glauben, als für das Amusement durch den größtmöglichen Wechsel und die größtmögliche Oberflächigkeit; und wer die illustrierten Amusements-Journale und die Familien-Journale in England oder Frankreich zuerst erfand, der war sicherlich kein Menschenfreund und dachte nicht groß von der Zukunft der Menschheit und von der Aufgabe der Literatur.

Fest und ernst, selbst wo sie spotteten, gingen die Jahrbücher auf ihren Gegenstand und auf ihr Ziel los. Man erwartete jedes Heft mit Ungeduld, weil man sicher war, Aufklärung über Fragen und Gedanken zu erhalten, mit welchen man sich trug, und

man legte das Journal nicht aus der Hand, ohne sich wesentlich unterrichtet, ohne sich in seinen Anschauungen erhoben und einen neuen Blick auf Bereiche des Denkens gewonnen zu haben, der früher noch nicht eröffnet gewesen war. Wie ein Corps von Pionnieren gingen die Mitarbeiter der Jahrbücher der großen Schaar ihrer strebsamen Zeit- und Altersgenossen voran, das Gestrüpp des Vorurtheils niederhauend, Pfade bahrend für den Gedanken, Brücken schlagend aus der Vergangenheit in die Zukunft, und aufräumend und abbrechend zur Rechten und zur Linken, was dem freien Fortschritt irgendwo im Wege stand. Aber bei dieser zerstörenden Tendenz waren die Jahrbücher ein Werk, für das man sich, was der bloßen zerstörenden Kritik gegenüber sonst nicht möglich ist, aus vollem Herzen begeistern konnte, weil man den Geist der Humanität und des Idealismus, aus welchem die Kritik hervorging, immerdar durchfühlen und empfinden konnte. Sie zerstörten nur, um Raum für Neues und Besseres zu schaffen, und es lag in ihrer Art der Dialektik ein Etwas, das mich zum Beispiel fortwährend zum Dichten und Gestalten anreizte, und mich antrieb, mich heimlich und ungekannt,

ihrem Baniere anzuschließen, und so weit es in meiner Fähigkeit und in meiner Macht lag, mit ihnen gemeinsam für die Wahrheit und Freiheit auf allen Gebieten des menschlichen Daseins zu arbeiten und zu wirken. War es mir nicht vergönnt, wie die Männer in meiner Nähe und wie die Mitarbeiter der Jahrbücher, im offenen und entscheidenden Kampfe mitzufechten, so wollte ich ihnen wenigstens unter der Schutzwehr der Dichtung so gut ich es vermochte, die Kugeln zutragen helfen. Von meinem ersten kleinen Roman an, bis hin zu diesen gegenwärtigen Geständnissen über mich selbst, habe ich es als meine höchste Aufgabe betrachtet, in meinen Arbeiten dichtend den Zwecken und Tendenzen zu dienen, welche mir Ideal und Religion sind, seit ich zu denken gelernt habe. Das heißt der Tendenz, so weit sie Sache des menschlichen Interesses und nicht der abstrakten Parteinahme ist. Denn nur die Erstere ist wesentlich die Aufgabe des Dichters; und ich bin mir bewußt in meinen Arbeiten, eben so wie ich meine Ueberzeugung vertrat, auch die mir entgegenstehenden Ansichten und Ueberzeugungen, so weit ich sie nachzudenken vermochte, mit dem Respekt ausgestattet zu haben, welche die poetische

Unparteilichkeit dem Dichter zur Gewissenssache macht.

Es hat mir daher auch keinen Kummer verursacht, wenn man mir damit einen Vorwurf zu machen geglaubt, daß meine Tendenzen in meinen Dichtungen deutlich durchzufühlen seien. Denn abgesehen davon, daß es mir für einen Menschen von ernstest Ueberzeugungen unmöglich scheint, diese nicht auch in seinen schöpferischen Arbeiten als seine sittliche Grundlage zu vertreten, habe ich oftmals erfahren, wie ich hier Klarheit und dort Duldung in manche Seele getragen, der Beide auf dem Wege der eigenen Erfahrung oder der kalten Doktrin nicht zugänglich gewesen wäre, und hätte ich den Glauben nicht gehabt, mit der offenen Darlegung meines innersten Erfahrens und Erleidens denselben sittlich-poetischen Zwecken zu dienen, denen mein Leben nun seit zwanzig Jahren gewidmet gewesen ist, so würde ganz gewiß kein Blatt dieses Werkes in die Doffentlichkeit gekommen, und wahrscheinlich keine Zeile desselben geschrieben worden sein.

Drittes Kapitel.

Ein altes französisches Sprichwort sagt: die Tage folgen einander, ohne sich zu gleichen! Neben der begeisterten Erregung, in welche mein erstes Schaffen und Arbeiten mich versetzte, fanden sich denn auch grade wieder Sorgen und Kummer genug ein, um mich fortwährend an die Bedingungen des äußern Lebens und an die Familie zu erinnern. Ein Theil dieser Sorgen kam uns durch meinen jüngsten Bruder.

Während der Zeit, welche er sich seines Examinens halber in Willna aufzuhalten genöthigt wurde, hatte er sich überzeugen müssen, daß dort und in den andren größern Städten Polens kein Mangel an Aerzten vorhanden und daß man keineswegs geneigt sei, ausländischen Aerzten die Niederlassung in denselben zu erleichtern. Wollte Moriz also nicht die Zeit daran wenden, welche mitten in einer

starken Konkurrenz zur Gewinnung einer ihn ausreichend ernährenden Praxis nöthig gewesen wäre, und wollte er während dieser Zeit nicht dem Vater mit seinen Bedürfnissen zur Last fallen, so blieb ihm Nichts übrig, als sich in einem kleinen Orte festzusetzen, wozu er sich denn auch, freilich mit innerem, wenn auch verborgenem Widerstreben, entschließen mußte, da mein Vater ihm die Erlaubniß versagte, als Arzt zur russischen Armee zu gehen, wozu der Bruder Neigung hatte.

Nach vielem Hin und Her, nach langem Berathen und Erwägen ging er nach Brest, einer Stadt von etwa zehntausend Einwohnern in russisch Lithauen ab, und war nun in einer Weise auf sich selber angewiesen, welche für ihn die allerungeeignetste war. Ohne alle geistige Anregung, ohne eine ausreichende Beschäftigung, sah er den ersten Winter herankommen. Eine kluge polnische Jüdin, in deren Haus er wohnte, und ein alter katholischer Geistlicher, den er behandelt hatte, machten den einzigen ihm zusagenden Umgang aus, und welcher ein Umgang war das für ihn! „Die geistige Einöde, in der ich lebe,“ schrieb er mir im November vierzig,

auf meine Bücher, die noch immer nicht angelangt sind. Der Winter wird langweilig werden, wenn ich nicht viel zu thun bekommen sollte. Ich nehme in den Gesellschaften mit Consequenz keine Karte in die Hand, und doch ist das hier die einzige Abendunterhaltung. Selbst Damen, wenn sie nicht Whist spielen, legen doch mindestens Patience; es ist mitunter sachte zum Verzagen. Du meinst, ich könnte wohl durch die Noth getrieben, Lust für das Theoretische in der Medizin bekommen; darin irrst Du insofern, als ich die immer gehabt habe; Sorge Dich nur nicht um mich, so bald werde ich kein bloßer Routinier, und vielleicht sichert mich grade mein Alleinstehen am Ersten davor!"

Zu seinem Glücke fand sich indeß sehr schnell eine Praxis für ihn, und das Ungeregelte des polnischen Lebens, ich möchte sagen, das Ueberkultivirte und das Unkultivirte in demselben, das Phantastische und Zügellose begannen ihn zu reizen und zu unterhalten. Eine verlarvte vornehme Frau zu entbinden, deren Kind ihm anvertraut wurde, die Konflikte mit durchzuleben, welche in manchen Fällen aus der Leibeigenschaft hervorgingen, die Sitten der polnischen Juden, des polnischen Adels, der Geist-

lichkeit zu beobachten, das waren Ereignisse und Gegenstände, die ihn in Anspruch nahmen, und gab es dazwischen einmal Nachtreisen durch weite einsame Schneefelder in der offenen Sibitka, Jagden und ähnlich anspannende und aufregende Vorgänge, so war er munter, freute sich seiner gelungenen Kuren, hatte noch mehr Befriedigung an dem menschlichen Vertrauen, das ihm von Seiten der Armen und Gedrückten entgegengebracht wurde, und bald hoffte er, sich für ein paar Jahre in Brest erträglich einleben, und Dank seiner sich bedeutend ausbreitenden Praxis so viel erübrigen zu können, um sein Fortkommen dann aus eigenen Mitteln auf neuen Bahnen zu suchen.

Indeß schon im ersten Winter überfiel ihn ein Nervenfieber, das ihn eine geraume Zeit gefesselt hielt. Er hatte im ersten Beginne desselben empfunden, daß er schwer erkrankte, und noch die Kraft gehabt, seine Papiere und Brieffschaften zu verbrennen, und einen kleinen Brief an die Eltern zu schreiben, in welchem er eine Reise vorschüßend, sie über ein mögliches Ausbleiben von Briefen im Voraus zu beruhigen versuchte. Dann hatte er sich hingelegt, und war lange ohne Bewußtsein der

treuen aufopfernden Pflege jener polnischen Jüdin und des alten Geistlichen anheim gefallen.

Als dann durch ihn selber die Kunde von seiner Krankheit mit der Kunde von seiner Genesung zu uns gelangte, war die Wirkung, welche sie auf meinen Vater machte, eine auffallend tiefe gewesen. Er hatte eine lebhafteste Sehnsucht nach dem Sohne bekommen, und diese hatte sich bei dem sonst so gefaßten Manne zu einem Grade gesteigert, daß er sich einmal ganz plötzlich entschloß, ihn zu besuchen, und zu sehen, wie es ihm ergehe, wie er lebe, und was in Brest etwa für seine Zukunft zu erwarten sei.

Mein Bruder war im höchsten Grade von dem Wiedersehen erfreut, aber der Vater kehrte ohne sonderliche Hoffnungen zurück. Er konnte es, seiner eigenen Theorie entgegen, nicht über sich gewinnen, es sich und den Andern einzugesetzen, daß man für Moriz etwas durchaus Unzweckmäßiges beschloffen, und daß man, wenn das Vernünftige geschehen solle, ihn zurückrufen müsse, um ihn auf's Neue beginnen zu lassen, oder daß er vorwärts gehen und sich nach dem Kriegsschauplatz wenden müsse, um geistig und materiell einen wirklichen Vortheil von seiner Entfernung aus dem Vaterlande zu haben.

Dieser innere Zwiespalt lastete in ganz ungewohnter Weise auf dem Vater, und es machte uns stutzig und besorgt, daß er nicht die gewohnte Kraft in sich fand, sich aus demselben zu befreien. Er verlor seine heitre Sicherheit, wir glaubten zu bemerken, daß seine äußere Frische nicht ganz dieselbe blieb. Eine leichte Entzündung des einen Auges fing an ihn zu belästigen, bald darauf bekam er plötzlich einen Ausschlag auf der Stirne. Sich, wie er glaubte, durch denselben entstellt zu sehen, war ihm sehr zuwider; und da er, der bisher nicht gewußt hatte, „was Kopfschmerz sei“ und wo „der Mensch sein Herz oder seinen Magen habe“, sich nebenher von mancherlei kleinen Unbequemlichkeiten belästigt fühlte, so wurde er zu einer Entziehungskur genöthigt, die ihn zwar von den gegenwärtigen Uebeln befreite, ihn aber dergestalt angriff, daß es uns Alle im höchsten Grade beunruhigte. Zwar erholte er sich im Außern wieder schnell genug, aber die Energie seiner Natur war plötzlich nicht mehr ganz die alte. Er war leichter gerührt als sonst, er hatte nicht mehr die völlige Gleichheit der Stimmungen, nicht mehr die ungemeine Selbstbeherrschung, welche ihm bis dahin eigen gewesen war.

Man konnte es ihm jetzt anmerken, wenn er Sorgen hatte, man durfte ihn darum fragen, er trat gleichsam aus seiner Unantastbarkeit, aus seiner Unnahbarkeit näher an uns Kinder heran, aber es vermochte sich Niemand darüber zu freuen. Jeder von uns sagte sich: wenn er auch nur um eines Bolles Breite nachgiebt oder weicht, so ist er müde! — Und der Gedanke, daß auch er müde werden könne, schnitt uns in das Herz.

Einer um den Andern wendete sich heimlich an den Arzt; indeß dieser nannte unsere Besorgniß grundlos, und da man sich in alle Zustände hineinlebt, so gewöhnten auch wir uns daran, daß der Vater nicht mehr so unumschränkt gebot als früher, daß er sich nicht mehr so gleichmäßig geistesfrei zeigte, als bisher. Wir trösteten uns damit, daß das Erstere durch unser Aelterwerden natürlich sei, daß die wachsende Gefahr für meine Mutter ihn bekümmre, und allerdings hatte der Zustand derselben sich in einer Weise verschlimmert, die uns ihren Verlust voraussehen ließ.

Sie hatte im Herbste von einundvierzig bereits anderthalb Jahre vor dem Thore gewohnt, und nun der Winter wieder vor der Thüre stand, machte sich

das Bedürfniß ihrer Rückkehr in die Stadt für alle Theile fühlbar. Wir fürchteten für des Vaters Auge den täglichen Weg in jeder Witterung, bei jedem Winde, wir sorgten uns, wie es mit der Mutter werden sollte, da in der kleinen vorstädtischen Wohnung die ausreichende Pflege bei fortschreitender Krankheit nicht zu finden war, und es wurde also festgestellt, daß sie ihren bisherigen Aufenthalt verlassen und in unserm Hause für sie die Einrichtungen in einer sie zufriedenstellenden Weise gemacht werden sollten.

Damit dies möglich war, mußte unser treuer Hausgenosse, Rath Crelinger sich von uns trennen. Seine Einnahmen und seine ganzen Verhältnisse hatten sich so glänzend geändert, daß die Wohnung in unserm Hause, und ihre bescheidene Einrichtung, denselben schon lange nicht mehr entsprachen. Aber Gewohnheit und Neigung für uns hatten ihn bisher in unserer Nähe festgehalten, und es war mit lebhaftem Bedauern von beiden Seiten, daß man auf das Allen liebgewordene Beisammensein verzichtete.

Rath Crelinger nahm eine größere Wohnung nicht fern von uns, und die Zimmer im ersten Stock, welche er bei uns zur Miethé gehabt hatte,

wurden für die Bedürfnisse meiner Mutter eingerichtet, welche sie im Herbste mit einer meiner Schwestern bezog. Das hatte den Vortheil, daß die Mutter bei uns war, daß wir sie täglich und stündlich sehen konnten, und daß sie doch zugleich die Ruhe und Absonderung genoß, die ihr erwünscht und nöthig waren. Wir Schwestern, von denen jetzt schon viere den Haushalt besorgten, wechselten in dieser Arbeit ab, so daß Jede nur drei Monate im Jahre damit beschäftigt war, und unsere Mutter, welche in dem Herbste ihr Zimmer nicht mehr verließ, hatte also die andern Töchter nach ihrer Wahl bei sich zur Pflege und zur Gesellschaft.

Wie das immer bei ihr der Fall gewesen, war ihre Nervenreizbarkeit in den Hintergrund getreten, seit sie kränker geworden. Sie war meist sehr ruhig, die Mitte des Tages verging ihr leicht, nur des Morgens hustete sie viel, und Abends stellte sich mit dem Husten ein Fieber ein, das sie furchtbar quälte. Indesß grade in diesem Herbste und in der Zeit ihrer schwersten Leiden traten die liebenswürdigen Eigenschaften ihrer Natur recht klar hervor. Sie gefiel sich in dem großen Wohnzimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte, sie machte einige sehr

behagliche Veränderungen darin, bewirtheete uns mit allerlei Kleinigkeiten, die sie in ihrer Etage bereiten ließ und vorrätzig hielt, und hatte, wie krank sie auch immer sein mochte, stets das Bestreben, dem Vater ihre Krankheit möglichst zu verbergen, und geschmackvoll und sauber gekleidet, und gut frisiert zu sein, wenn der Vater zu ihr kam. Ich glaube nicht, daß sie gegen ihn jemals irgend eine Besorgniß für ihr Leben oder eine Aeußerung über ihren möglichen Tod gethan hat. Auch mit uns sprach sie äußerst selten und meist nur indirekt davon. Fühlte sie sich am Tage wohl, so machte sie Plane, im Sommer wieder ihr gewohntes Quartier vor dem Thore zu beziehen, und konnte sich darüber beunruhigen, daß der Contract darüber noch nicht gemacht worden sei. Abends jedoch, wenn die Fieberstunden kamen, geschah es wohl, daß sie im Hinblick auf unsere Sorge einmal sagte: „Wartet nur! im Sommer wird Alles besser sein!“ oder: „Habt nur Geduld, achtzehnhundert zweiundvierzig wird gewiß leichter sein, als dieses letzte Jahr!“ — Es war besonders ein heftiges Brennen der Hände, das sie in den Fieberanfällen belästigte, und man konnte sie dann erleichtern, oder ihr wenigstens ihre Pein erträglicher machen, wenn

man ihr die Hände hielt. Einmal hatte unser Freund Crelinger, der um die Dämmerstunde immer noch zu uns zu kommen pflegte, ihr diesen Dienst geleistet, und sie hatte die Bemerkung gemacht, daß dessen kühle Hände, und die Art, wie er die ihren gefaßt, ihr ganz besonders angenehm gewesen wären; und es hatte nur dieser Aeußerung bedurft, um den mit Arbeit überbürdeten, von Geschäften umdrängten Mann, fast allabendlich um die Fieberstunden meiner Mutter zu uns zu führen. Er saß dann Stunden lang an ihrer Seite auf dem Sopha, hielt ihre heißen Hände in den seinen, erzählte ihr Dinge, von denen er wußte, daß sie sie unterhielten, sprach mit ihr von den einzigen Gegenständen, welche ein wirkliches Interesse für sie hatten, von ihrem Manne und von ihren Kindern, und verließ sie und uns in der Regel erst, wenn der Vater nach beendigten Geschäften heraufkam, und der Mutter damit Alles gegeben war, was sie zu ihrem Troste bedurfte. Wir haben von diesem Freunde und von allen nähern Freunden unserer Familie viel Liebe und Treue erfahren, und es ist mir ein Glück, ihnen dieses aus der Ferne und zum Theile über ihr Grab hinaus dankend nachrühmen zu können.

Der Bestand unserer Häuslichkeit hatte sich inzwischen allmählich verringert. Moriz war schon über zwei Jahre in Rußland, mein anderer Bruder ging zu seinem Staatsexamen nach Berlin, Crelinger wohnte nicht mehr bei uns, die Mutter und eine der Schwestern mit ihr, aßen nicht mehr mit uns an demselben Tische, es standen vier Stuben im Hause leer, die Zimmer meiner Brüder und diejenigen in welchen Rath Crelinger sein Bureau gehabt; und wie wir uns auch der Hoffnung hingeben mochten, das Leben meiner Mutter durch Pflege und Schonung noch zu fristen, so konnte sich doch Niemand darüber verblenden, daß ihre Tage gezählt waren, und ihr Verlust uns in drohender Nähe bevorstand.

Im Herbst, als die langen Abende kamen, hatte ich noch die Freude, meiner Mutter mein fertiges Manuscript vorlesen zu können. Sie hörte mir mit einer gewissen Verwunderung zu. So mochte ihr ungefähr zu Muthe gewesen sein, als sie zum erstenmale den Ton meiner Stimme vernommen hatte, und mir selber machte Alles, was ich geschrieben, einen fremdartigen Eindruck, als ich es laut vor der Mutter und den Schwestern auszusprechen hatte,

als die von mir erschaffenen Personen mir gleichsam lebendig und selbstredend gegenüber traten.

Raum hatte ich das Manuscript der Clementine abgesendet, so hatte ich auch angefangen an einem zweiten Roman zu arbeiten. Ich fühlte eine wahre Leidenschaft Alles zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte, und nun ich mir die Seele von demjenigen freigeschrieben, was mich am persönlichsten und schwersten berührt hatte, nun ich gesagt, was ich von dem Grundsatz dachte, daß es eine Nothwendigkeit und eine Pflichterfüllung sei, sich zu verheirathen, auch ohne daß man den Mann liebt, dem man sich verbindet, nun ich meine Sache meinem Vater gegenüber dichtend vertreten und ein für allemal durchgefochten hatte, nun drängte es mich, einem andern Vorurtheile zu begegnen, einem Vorurtheile unter dessen Last ich nicht allein geseufzt, sondern von welchem Hunderttausende mit mir zu leiden gehabt hatten — dem Judenhasse der Christen.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, welch' ein Glück das Arbeiten mir war, welch' einen Genuß das Schaffen mir gewährte. Wie mit einem Zauberstrahl entrückte der Moment, in welchem ich mich an den Schreibtisch setzte und meine Hefte zur

Hand nahm, mich allen meinen Sorgen, allen meinen Kümernissen. Ich war froh, frei, mächtig und unverzagt, ich hatte fortwährend ein Gefühl meiner Kraft und auch in gewisses Gefühl des Gelingens, und da ich die Stoffe, die ich behandelte vollkommen beherrschte, da ich die Menschen und die Lagen, in welchen sie sich bewegten, bis in ihre kleinsten Einzelheiten kannte, so hatte ich nur immer in das volle Menschenleben hineinzugreifen, um die rechten Gestalten und die rechten Farben für meine Zwecke gleich zur Hand zu haben und zu erfassen. Ich arbeitete dabei nicht ängstlich nach aufgestellten Vorbildern, nicht nach dem Modell und vollends nicht nach oder mit dem Daguerreotyp; sondern es hatten sich mir aus der Masse des unwillkürlich Beobachteten eine solche Fülle von Typen ausgebildet, daß ich diese Typen individualisiren, das Allgemeine zum Besondern, das Gesammte zum persönlich bestimmten, das Charakteristische in einem Charakter zusammenfassen und umschaffen konnte. Und so, meine ich, muß man es machen, wenn lebenswahre Figuren entstehen und jene Portraitähnlichkeit erzeugt werden soll, welche den Menschen der verschiedensten Stände an verschiedenen Orten

den Glauben giebt, die Originale zu den Geschöpfen des Dichters gekannt zu haben.

Der Stoff, den ich mir für die „Jenny“ — dies war der Titel meines zweiten Romanes — gewählt hatte, war damals ein viel besprochenener, denn es war unverkennbar, daß die Regierung, unter dem Vorgeben, die Verhältnisse der Juden selbstständig festzustellen, nur eine schärfere Absonderung derselben von den Christen beabsichtigte. Die Juden sahen das mit Besorgniß. Sie traten aller Orten mit Wort und Schrift für ihre Sache auf, und die Aufgeklärten aller Bekenntnisse stellten sich auf ihre Seite. Die Emancipation der Juden war von der einen Seite, die Unterdrückung derselben war von der andern ein Gegenstand lebhafter Erörterungen, und im Dichten, wie in dem damaligen Leben, blieb ich somit eigentlich immer in demselben Elemente.

Auch das erste Viertel dieses Romanes konnte ich meiner Mutter noch aus dem Manuskripte vorlesen, und es machte mehr Eindruck auf sie, als meine erste Arbeit. Das Thema stand ihr näher und war ihr darum verständlicher. Was mich zum Schreiben der „Clementine“ veranlaßt, lag außer ihrem Gefühlskreise und über ihrem Nachdenken, und der

leidenschaftliche Ton der einzelnen Partien ist ihr sicherlich fremd geblieben. Aber weder sie noch mein Vater thaten irgend eine Aeußerung dagegen, und von dem Augenblicke an, in welchem mein Vater mir das Recht zuerkannt, mein Denken im Worte niederzulegen und der Oeffentlichkeit zu übergeben, habe ich von ihm nie auch nur den leisesten Angriff gegen die von mir ausgesprochenen Ueberzeugungen, nie eine Mißbilligung über Meinungen und Schilderungen gehört, auch wenn er sie vielleicht anders gewünscht haben würde; und ich habe grade darin die Größe seines Verstandes und die Stärke und den Adel seines Charakters auf das Höchste bewundert. Von der Stunde ab, in welcher er mich als freie Persönlichkeit seiner natürlichen Zucht entlassen, hat er meine Freiheit und mein Recht auf Selbstbestimmung respektirt, wie er diesen Respekt für sich und seine Handlungen von jeher und von Jedem beanspruchte. Er hat an mir und meinen Arbeiten gelobt, was ihm des Lobes werth erschienen, und als er sich mit mir einmal nicht völlig im Einklange befand, begnügte er sich damit mir zu sagen: „Du weißt, meine Ansicht ist das nicht; aber Du hast zu vertreten, was Du drucken lässest; und mußt wissen, was

Du thust.“ — Es war eben überall nichts Halbes in ihm, deshalb war es auch möglich ihn zufrieden zu stellen; und weil er immer nur dasselbe wollte, konnte man allmählich dahin gelangen, sich nach seinen Ansichten zu bilden und zu erziehen.

Ich war mitten im Rausche meiner Arbeitslust, als die Krankheit meiner Mutter plötzlich ganz unerwartet schnelle Fortschritte machte. Drei, vier Wochen lang, sahen wir an jedem Tage das immer schnellere Sinken ihrer Kräfte; in den Tagen, welche dem ersten Dezember folgten, glaubten wir mehrmals uns vor ihrer letzten Stunde zu befinden.

Ihr Leiden war sehr groß, ihre Geduld war es nicht minder, ihr Bewußtsein blieb klar und hell. Für den vierten Dezember, den Geburtstag meiner ältesten Schwester hatte sie dieser, welche zumeist um sie war, noch einen warmen Morgenrock und andere Kleinigkeiten selbst bestellt und übergeben, und verlangt, daß die gewohnten Geburtstagskuchen gebacken werden sollten — am Abend des sechsten Dezember, als es eben zehn Uhr geschlagen hatte, verloren wir sie.

Sie war nur fünfzig Jahre alt geworden.

* : *

„Sorgen Sie für Ihren Vater!“ schrieb mir früh am Morgen unser Freund Crelinger, als er die Nachricht von dem Tode unserer armen Mutter erhalten hatte. „Sorgen Sie für Ihren Vater. Ich fürchte, der Schlag — obwohl vorbereitet — wird ihn hart treffen. Zwar kenne ich seine Kraft und seine Fassung — aber sie verlassen uns nur zu leicht am Grabe geliebter Wesen.“

Indeß der Vater, obschon er, wie es vorauszu- sehen gewesen, durch den Verlust der Mutter bis in das tiefste Leben getroffen worden war, behielt auch in diesen schweren Tagen seine Fassung und seine völlige Kraft.

Er küßte und umarmte uns, besonders seine jüngsten Töchter, an der Leiche unserer Mutter unter heißen, stillen Thränen. Kein Laut wurde gehört, keine Klage ausgesprochen. Die Selbstbeherrschung, zu der wir von früh auf gewöhnt worden waren, kam jedem Einzelnen und damit Allen jetzt zu Hülfe. Wir saßen lange an dem Bette unserer Mutter beisammen. Gegen Mitternacht erhob sich der Vater aus seiner Versunkenheit.

„Es ist spät,“ sagte er, „geht jetzt schlafen, lieben Kinder! Räumt aber erst die Zimmer auf,

und bettet die Mutter zurecht. Sie hätte das auch gethan! Minna kann bei der Mutter wachen, ich werde hier auf dem Sopha schlafen. Ihr Andern legt Euch jetzt ruhig zu Bett! Morgen früh wollen wir den Brüdern schreiben!"

Viertes Kapitel.

Das jüdische Ritualgesetz, schreibt die einfachste Leichenbestattung vor. Es kennt für alle Volksgenossen, reich oder arm, vornehm oder gering nur eine Einrichtung und macht die Beerdigung der Todten zur Sache der Gemeinde, und zu einem der gebotenen guten Werke. Das ist ein schöner Brauch, den die frommen katholischen Bruderschaften dem Judenthum entlehnt haben, und der sich bis auf diese Stunde in Italien erhalten hat.

Sobald dem jüdischen Gemeinde-Vorstand eine Leiche angemeldet wird, kommen je nachdem, ältere Männer oder Frauen aus der Gemeinde, sie zu waschen und einzukleiden. Ein langes weißes Hemde, eine weiße Haube für die Frauen, eine weiße Mütze für die Männer, das ist der ganze Schmuck, ein schlichter, aus nacktem Holze zusammengeschlagerener Sarg die einzige Hülle, welche den Menschen von

der mütterlichen Erde trennt, in die aufgelöst zu werden seine Bestimmung ist. Eine Person aus der Gemeinde hält die Leichenwache, die bis zur Beerdigung fortgesetzt wird. Die Beerdigungsgesellschaft, welche aus jungen Männern besteht, stellt den weißen Holzsarg in den allgemeinen Sarg des Leichenwagens und geleitet, neben demselben hergehend die Leiche zu Grabe, während die Leidtragenden sich wie überall dem Zuge anschließen, nur daß, wie ich glaube, die Frauen vom Gefolge ausgeschlossen sind. Nach dem strengen Ritus zerreißen die Leidtragenden, wie es im Oriente geschieht, ihr Oberkleid, sitzen eine gewisse Reihe von Tagen trauernd an der Erde, und es werden neun Tage hindurch Todtengebete in dem Hause gehalten; aber die Aufklärung der Königsberger Judengemeinde nahm von allen diesen Ceremonien auf meines Vaters Erklärung, daß wir keinen Sinn damit verbänden, augenblicklich Abstand.

Nachdem einige ältere Frauen unsere Mutter eingekleidet hatten, entfernten sie sich und überließen uns die Leiche, so lange sie noch auf der Erde war. Wir konnten sie zu jeder Stunde sehen, wir konnten ihr die Blumen, die Weilschen, welche Mathilde und

deren Mutter ihr brachten, und die recht eigentlich das Sinnbild ihres Wesens waren, in den Sarg legen, und als dann am Beerdigungstage die Leiche abgeholt wurde, hatten sich lauter junge Männer dazu gefunden, welche wir kannten, und die Stille, die Feier, mit der sie ihr Amt verrichteten, war eine wirkliche Wohlthat für uns, und wirklich ein gutes Werk. Daß aller Prunk bei den Beerdigungen vermieden, daß im Tode der Aermste und der Reichste gleichgestellt werden, und daß auf diese Weise die trauernden Familien der Sorge für äußerliche Angelegenheiten wenigstens für die ersten Stunden und Tage enthoben werden, ist eine so schöne Einrichtung, daß sie werth wäre, auch in den protestantischen Gemeinden nachgeahmt zu werden.

Mein Vater hatte uns Schwestern angewiesen, der Mutter bis an die Thüre des Hauses das Geleit zu geben. Von seinen beiden Söhnen war leider keiner anwesend, und es gab damals weder Telegraphen noch Eisenbahnen. So viel Theilnehmende sich auch eingefunden, der Mutter die letzte Ehre anzuthun, so folgte doch er allein der Mutter aus unserm Hause an ihr Grab, und der treue Rath Crelinger stand ihm zur Seite.

Der Vater verlebte die ersten Tage mit uns in völliger Zurückgezogenheit. Wir aßen ohne seine Handlungsgehülfsen, er ging nicht in das Comptoir, arbeitete dasjenige, was unerläßlich war in unserer Wohnung, und ließ nur früh einen seiner Commis zu sich kommen, ihm die nöthigen Weisungen und Anordnungen zu geben. Im Hause aber blieb Alles in der strengsten Ordnung. Die Mahlzeiten wurden auf die Stunde gehalten, und so vortrefflich war damals doch noch die unvergleichliche Constitution des Vaters, daß trotz des schweren Schlages, welchen er erlitten hatte, Schlaf und Appetit ihm nicht fehlten, und daß das Gleichgewicht seiner Kräfte nicht im Geringsten gestört wurde, was er auch erlitt. Ich habe nie einen Mann gesehen, der ruhiger und darum erschütternder in seinem Schmerze war als er. Er preßte, wenn er weinte, die Lippen fest zusammen, und die Thränen flossen ihm dann still und sanft über sein schönes Antlitz.

Am Tage nach der Beerdigung wurde die alte Lebensweise sogleich wieder aufgenommen; aber wir saßen hier und saßen dort, und gingen hin und wieder, und thaten dies und jenes, um nicht ganz still zu sitzen; die Stunden kamen und schwanden,

die Uhr schlug, man sprang aus Gewohnheit zu einer bestimmten Leistung empor, und setzte sich wieder, denn sie war nicht mehr nöthig. Man sah einander verwundert an, Niemand hatte etwas Rechtes zu thun. Das Haus war, als hätten es alle seine Bewohner verlassen, nun die Mutter nicht mehr da war, welche den Mittelpunkt unserer Vorsorge und unserer Leistungen gebildet hatte. Diese Dede, die nach jedem ähnlichen Verluste eintritt, hat etwas Furchtbares; die Gedanken entbehren ihres gewohnten Zieles, eine geistige Lähmung befällt uns, und wir erholen uns von ihr nur langsam, um die grausen- hafte Nothwendigkeit der Endlichkeit in ihrer ganzen Schwere zu empfinden, um mit Bittern daran zu denken, daß Nichts von Allem, was wir an ge- liebten Menschen besigen, uns dauernd gegönnt ist. Der erste Todesfall, welcher uns so nahe trifft, nimmt uns ein für allemal die Sicherheit des Da- seins; und wer erst einen seiner Geliebten hat sterben sehen, der sieht das Todeszeichen jedem ihm theuren Haupte aufgedrückt, und betrachtet jeden Tag des Lebens und des Zusammenseins mit den Geliebten als eine Gunst, die durch werththätige Liebe verdient sein will.

Mein Vater hatte immer eine große Gleichgültigkeit gegen alles dasjenige ausgesprochen, was mit der äußern Trauer um die Todten zusammenhing, und häufig geäußert, es sei ihm durchaus einerlei, wo er einmal begraben werde, und wie man ihn begrabe. Die Mutter jedoch hatte Werth auf alle diese Dinge gelegt. So bestimmte der Vater denn auch, daß wir ein volles Jahr die Trauer für sie tragen sollten, und ließ, als habe der Tod seiner Frau seine Ansichten in dem Punkte geändert, als er das Grabdenkmal für sie errichtete, zugleich die Grabsteine seiner Eltern und Voreltern, seines Bruders und seiner beiden frühverstorbenen Knaben, erneuen, daß eine ganze Geschlechtsreihe auf dem Friedhofe zu übersehen war, auf dem auch er nur zu bald seine Ruhestätte an unserer Mutter Seite finden sollte!

Es lag in meines Vaters Art, Nichts dem Zufall zu überlassen, was durch Organisiren festgestellt werden konnte, und so traf er denn auch mit dem Beginn des Jahres zweiundvierzig neue Anordnungen für unsere häuslichen Verhältnisse. Nach seinem Grundsatz, daß alle seine Kinder vor ihm gleich, und darum gleichberechtigt in ihrer allgemeinen Stellung und im Leben wären — einem Grundsatz,

der, unrichtig an sich, in der Praxis sich überall nicht durchführen ließ und sich nicht bewähren konnte — sollten wir vier ältesten Schwestern fortan regelmäßig abwechselnd im Hause selbstständig schalten. Meine Mutter hatte die Totalsumme unseres Bedarfes nie genau gekannt, sie hatte bekommen, so viel eben bei sparsamer Eintheilung des Geldes für den eigentlichen Unterhalt nöthig gewesen war, das Uebrige war nach Bedürfen von dem Vater gefordert und von ihm gegeben worden, so daß nur er den Umfang der Ausgaben vollständig kannte. Die Mutter hatte sich dadurch immer unbehaglich gefühlt, während mein Vater sie in dieser Ungewißheit zu erhalten gewünscht, damit die Größe unseres Bedarfes sie nicht beunruhigen, und sie nicht etwa auf den Gedanken kommen möchte, ihre Einschränkungen mit dem für sie selbst Nothwendigen zu beginnen. Jetzt setzte sich der Vater mit uns zu einer Berathung hin, und es wurde ein genaues Budget entworfen, in welchem bestimmte Summen für den Haushalt, für Haushaltsanschaffungen, für Gesellschaften, für Unterricht, Vergnügungen u. s. w. festgestellt wurden, die fortan unter keiner Bedingung überschritten werden sollten. Sämmtliche Töchter

bekamen Garderobengeld, in jedem Monat erhielt eine Andere die volle Summe für die Wirthschaftskasse; jeden Monat mußten die Rechnungen abgeschlossen werden, und da wir Alle auf diese Art das Haushalten erlernten, sofern wir es nicht schon verstanden hatten, so bildete sich bald ein Uebereinkommen aus, nach welchem wir einander von Monat zu Monat eine Reserve an Geld und Borräthén zurückließen, damit die Maschine nicht in Stocken und die jedesmalige Verwalterin nicht in Ungelegenheit geriethé. Unser Hausstand hatte sich jetzt abermals verkleinert. Unsere Mutter war todt, die Brüder blieben in der Fremde, ein Dienstmädchen konnte entlassen werden, die ganze mittlere Etage wurde wieder vermíethet, und als in der Mitte des Jahres meine zweite Schwester nach Berlin ging, um einer entfernten Verwandten Gesellschaft zu leisten, welche durch eine Reihe sich schnell folgender Todesfälle in ihrem Hause vereinsamt war, dünkte uns unser Hausstand äußerst klein, weil er von achtzehn auf dreizehn Personen herabgesunken war.

Unser Zusammenleben mit dem Vater wurde von da ab nur noch inniger. Er war milder geworden als je, und wendete namentlich den jüngern

Töchtern eine noch größere Zärtlichkeit zu, als wollte er sie für die Mutterliebe entschädigen, die ihnen früher als den älteren Geschwistern entzogen worden war. Seine Strenge ließ völlig nach, er gab es zu, daß wir ihm etwas mehr Pflege angedeihen ließen, er hinderte es nicht, daß wir ihm seine Schlafstube bequemer einrichteten, daß er der Mittelpunkt der Vorsorge wurde, wie unsere Mutter es bis dahin gewesen war; und da wir nun eine genaue Uebersicht über unsern Bedarf gewonnen hatten, und die uns zu Gebot gestellten Mittel danach eintheilen konnten, so fanden wir uns im Stande, allmählich noch mehr für die Bequemlichkeit und Eleganz der Einrichtung, ja selbst mehr für das Behagen der Einzelnen zu thun, als es früher möglich gewesen war.

Da die Brüder nun für sich selber sorgten und unsere Ausgaben sich bedeutend verringert hatten, wurde mein Vater sorgensreier, und wir mit ihm, ohne daß wir uns dessen erfreuen konnten, denn es schien, als ob mit dem Tode unserer Mutter, als ob mit der fehlenden Nothwendigkeit, seine Thätigkeit und seine Energie in seinen Geschäftsangelegenheiten auf das Aeußerste anzuspannen, auch seine rechte Kraft erlahmt wäre. Er war nicht krank, er fand

auch seine Ruhe, seine heitere Gleichmäßigkeit im Laufe der Zeit in alter Weise wieder, er nahm lebhaften Antheil an Allem was uns betraf, wie an dem Allgemeinen, es hätte Niemand sagen können, was mit ihm anders geworden sei; und doch fühlte Jeder von uns, daß der Vater älter geworden sei, doch hatte Keiner von uns mehr das alte, schöne, übermüthige Gefühl, mit welchem wir ihm neckend zu sagen pflegten, daß er mit uns in einem Alter sei. Sein schönes Haar, das schon seit seinem dreißigsten Jahre grau gewesen war, wurde dünner, um seine prächtigen braunen, klaren Augen bildete sich ein leiser grauer Ring, seine Züge verloren die feste Spannkraft oder hatten sie doch nur, wenn er besonders angeregt war. Fremde sahen es damals noch nicht, wir, die wir jede Miene, jede Bewegung seines Antlitzes kannten, wurden die Unruhe nicht los, denn der Vater zählte erst vierundfünfzig Jahre, und das war nicht die Zeit, in welcher das Greisenalter an den Menschen naturgemäß herantritt. Aber wo der Mensch sehr liebt und sehr fürchtet, da hofft er auch um so zuversichtlicher, und da mein Vater niemals über irgend eine Beschwerde klagte, da er selbst sich des besten Wohlseins rühmte,

so beruhigten auch wir uns, und ergingen uns in Planen, wie dem Vater ein möglichst heitres und sorgenfreies Alter zu bereiten sei.

Meine Arbeit war durch den Tod meiner Mutter sehr in's Stocken gerathen. Die mancherlei Umgestaltungen, welche wir zu bewerkstelligen hatten, die Correspondenz, welche ein Todesfall hervorruft, und mehr noch meine schlechte Gesundheit hatten mir das Schreiben unmöglich gemacht, denn es gab damals wenig gute Tage für mich. Ich litt bald auf diese bald auf jene Weise, und konnte mit dem besten Willen nicht mehr Herr über mich werden. Ich wußte, daß ich mir, nicht meine Beschwerden und Schmerzen, wohl aber ihre Bedeutung hypochondrisch übertrieb, und doch waren sie im Moment, in welchem sie mich überfielen, so quälend und beängstigend, daß ich zu sterben glaubte, selbst wenn ich fünf Minuten vorher mir diese Angst als eine Thorheit vorgehalten, und ihre Wiederkehr bei jedem neuen Anfall als eine Verstandesschwäche verdammt hatte. Da aber, nach dem alten französischen Sprichwort, jedes Unglück zu Etwas gut ist, so hatten meine beständigen Todesgedanken das Gute für mich, daß sie mich mehr und mehr gewöhnten,

an jedem Abende meine kleinen Angelegenheiten so zu ordnen, alle meine Beziehungen so klar und übersichtlich zu halten, als sollten sie nun graden Weges in andre Hände übergehen, von andern Augen als den meinen angesehen werden; und da der Gedanke an den Tod in mir durch mein ganzes Leben gleich lebendig geblieben ist, so bin ich denn auch durch Gewohnheit dahin gekommen, stets mit meinen sämtlichen Beschäftigungen und Angelegenheiten auf dem Laufenden, und mit den äußern Dingen gleichsam immer reisefertig zu sein, so fest das Herz und das Lieben sich auch an die Erde klammern und so groß und entschieden die Lust an dem lebenden Verweilen auch in mir ist.

Im Anfang des Frühjahrs, als ich wieder an meinem Roman zu arbeiten begonnen, schickte mir Lewald einen Brief von Brockhaus, der bei ihm angefragt hatte, ob der Verfasser der *Clementine* ihm nicht einen Beitrag für den nächsten Jahrgang des damals noch existirenden Taschenbuches *Urania* liefern könne. Das machte mir große Freude, denn es war mir ein Beweis für den guten Erfolg meiner ersten Arbeit. Ich hatte nun freilich keine Novelle fortzugeben, ließ ihm aber, ermutigt durch

seine Anfrage, den Verlag des neuen Romans anbieten, den er auch augenblicklich und unter günstigen Bedingungen übernahm.

Ich arbeitete denn nun rüstig fort, so weit meine Gesundheit dieses zuließ, die freilich immer schlechter wurde. Kam der Wirthschaftsmonat an mich heran, so mußte ich auf meine Arbeit verzichten, und konnte sie nur in gelegentlichen Pausen, d. h. des Abends zwischen fünf und sieben Uhr, zwischen der Kaffeestunde und der Zeit, in welcher ich die Vorkehrungen für das Abendbrod zu machen hatte, vornehmen, was ich denn auch redlich that. Heiß und erregt kam ich danach aus meiner Stube in das Wohnzimmer hinunter, in welchem der Vater mit den andern Schwestern schon beisammen, und in der Regel Jeder für sich mit Lesen beschäftigt war. Ich hatte dann den ganzen Abend einsam zugebracht, und wollte plaudern, die Andern, welche bis dahin mit einander geplaudert hatten, und nun zu lesen wünschten, weil der Vater las, wiesen mich natürlich zurück, und baten sie in Ruhe zu lassen. Ein Buch zur Hand zu nehmen, war mir unmöglich, weil alle meine erdichteten Figuren mich noch umringten, meine eigenen Gedanken, oft noch nicht

völlig abgeklärt, nach Klarheit rangen, und ich gerieth dann in ein stilles innerliches Fortarbeiten, das nicht nachließ, und mich noch beschäftigte und anspannte, wenn ich mich später zur Ruhe legte. Damit war mir dann mein Schlaf geraubt, von meinen Arbeiten schweiften meine Gedanken in die Vergangenheit zurück, ich kam auf die Erinnerungen, die ich am Tage mit aller Kraft von mir zurückwies, und stand ich endlich am Morgen auf, so hatte ich allerdings meine Arbeit um ein gutes Stück gefördert, meine Gedanken aufgeklärt, eine Menge guter Vorsätze gefaßt, eine Reihe von charakterischen und von Lebens-Planen in mir entwickelt, nur geschlafen hatte ich nicht ordentlich, und die Folgen davon wurden mir immer fühlbarer, und auch immer sichtbarer an mir, denn ich magerte ab, und sah so übel aus, daß mein Vater mich mit Sorge betrachtete, und ich selbst oft verwundert darüber war, wie meine Kleider, meine Armbänder, meine Ringe mir weit und weiter wurden, und wie sehr ich im Laufe eines Jahres gealtert hatte. Ich litt davon mehr als ich irgend Jemand sagen konnte, es that mir so wehe, diesen vorzeitigen Verfall zu sehen, und mir sagen zu müssen, daß die Jugend

für mich vorbei sei. Der Baum, der seine Blätter im Herbst abwirft und sich im Frühjahr neu im Schmucke seines frischen Grün's erhebt, kam mir beneidenswerth vor, neben dem Menschen, der mit Bewußtsein sein eigenes Vergehen beobachten muß, und daß auch uns mit neuem geistigem Leben, mit neuem Glauben, neuer Liebe und wiederbelebtem Streben und Hoffen eine neue und dauerhaftere Jugend beschieden werden könne, das war eine Erfahrung, die ich in meinem Bekanntenkreise nicht gemacht, und an mir selber noch erst zu machen hatte.

In der Mitte des Sommers, des ersten, den die ganze Familie nach einer Reihe von Jahren gemeinsam in der Stadt verlebte, beendete ich meinen zweiten Roman, und in den ersten Tagen des August kam mein Bruder aus Rußland zu uns zum Besuche, aber er kehrte uns nicht wieder, wie er gegangen, er war der „alte, freie Vogel nicht mehr“.

Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Bresl hatte er die Tochter einer angesehenen polnischen Familie, in welcher er Arzt geworden, kennen lernen und eine lebhafteste Liebe für sie gefaßt. Der Vater der jungen Dame war todt, sie lebte bei einer

Stiefmutter, von der sie keine gute Behandlung erfuhr, und die kein anderes Interesse an der Stieftochter hatte, als sie früh und möglichst glänzend zu verheirathen. Aber Camilla war brustkrank, und die Baronin hatte meinen Bruder eigentlich nur zu Rath gezogen, um von ihm einen Widerspruch gegen die Ansicht ihres Hausarztes zu erhalten, daß eine Verheirathung des jungen Mädchens an und für sich bedenklich und nicht zu gestatten sei, wenn man dasselbe zu erhalten wünsche. Mein Bruder hatte dieses Urtheil nur bestätigen können, indeß die Mutter war deßhalb von ihrem Plane nicht abgewichen, und während sie dem jungen fremden Arzte, der ihr und ihrer Tochter bald mehr Zutrauen als der alte Brester Doktor einflößte, die Behandlung ihrer Tochter anvertraute, während sich eine heftige Leidenschaft zwischen dieser und meinem Bruder bildete, betrieb die Baronin eifrig die Verlobung derselben mit einem Bewerber, welcher allen Anforderungen der Mutter entsprach, und ihr die Aussicht bot, sie möglichst bald von der Sorge für die Stieftochter zu befreien.

Moriz, der es nicht gewohnt war, aus seinem Leben ein Geheimniß zu machen, hatte uns bald

den Conflict verrathen, in welchem er sich befand. Er sah das Mädchen, das er liebte, täglichen Kränkungen ausgesetzt, die ihr, so lange sie in der Hand der Stiefmutter blieb, nicht erspart werden konnten; sich ihnen zu entziehen gab es nur das eine Mittel — eine Heirath, und er wußte, daß eine Heirath ihr verderblich, daß der Mann, dem sie bestimmt war, ihr zuwider sei, und Moriz liebte sie selbst. Der Gedanke, sie zu heirathen, war unter den Verhältnissen schnell in ihm entstanden, er hatte ihn gegen meinen Vater ausgesprochen, war auf die entschiedenste Abneigung dagegen gestoßen, und wir Alle hatten uns dagegen opponirt. Der Vater hatte die Einwendung gemacht, daß Moriz erst im Beginne seiner Laufbahn, daß sein Fortkommen noch nicht gesichert, daß er unfertig in sich, und daß es unverantwortlich sei, eine brustkranke Frau zu heirathen und die Schwindsucht auf Generationen fortzupflanzen. Er hatte den Brüdern oft scherzend gesagt: wenn Ihr einmal so weit sein werdet Euch zu verheirathen, verpfuscht mir durch Eure Frau die Race nicht, nehmt kein Mädchen, das Ihr nicht im Negligee und dessen Mutter Ihr nicht gesehen habt, und laßt Euch durch den ersten Weinkrampf Curer

Frau nicht einschrecken! — Jetzt wendete er diese scherzhaften Rathschläge ernsthaft an, und wir unsererseits hielten uns ebenfalls berechtigt, auf den Bruder einzudringen mit allen guten und schlechten Gründen, die sich uns dagegen darboten.

Moritz gab nach, und das Mädchen, das an ihm irre, und dem das Leben im Hause der Mutter und vielleicht auch das Leben neben meinem Bruder zu schwer werden mochte, verlobte sich mit dem Manne, den man ihr bestimmt hatte, um bald genug zu fühlen, was sie damit gethan hatte, und um durch den Gram und die Aufregung noch leidender zu werden, als sie gewesen. Es war unmöglich, in diesem Zustande zur Hochzeit zu schreiten, sie wurde hinausgeschoben, der Bräutigam entfernte sich, aber das arme Mädchen hatte es nun bei der Stiefmutter nur um so übler, Moritz mußte das mit ansehen, und war in seinem Zweifel, was zu thun sei, erst vollends unglücklich.

„Mit mir geht es entschieden nicht gut, um nicht zu sagen schlecht“; hatte er mir im März geschrieben. „Hier neben Camilla bin ich unglücklich, und fort von hier kann ich nicht, bis ich erst sicher weiß, was aus ihr wird. Sie ist gegenwärtig besser als

im Winter und das will viel sagen, denn wir haben jetzt die schlechteste Jahreszeit für sie. Der Bräutigam kommt wie es scheint, durch Camilla's Kälte und durch ihre Krankheit bedenklich gemacht, nicht wieder, aber das macht die Nothwendigkeit, sie ihrer Stiefmutter zu entziehen, nur um so dringender. Ich kann mir sagen, ich habe versucht und ertragen, was ein Mensch ertragen kann, über seine Kräfte hinaus geht es einmal für Niemand. Ich bin nicht durch Sinnlichkeit an Camilla gebunden, sondern ich liebe, achte, schätze sie, und fühle nach langem schmerzlichem Experimentiren an mir, daß sie mir zum Glücke nothwendig ist, sehe auch nicht ein, was diese Verbindung mir Schaden soll. Ist sie im Frühjahr nicht übler daran, so schaffe ich mir, wenn der Bräutigam nur fortbleibt, die Zustimmung der Mutter schon, und heirathe sie; es dreht sich Alles nur um meines alten Herrn Zustimmung. Ich weiß zum Voraus alle Gründe, die man gegen mich aufführen kann: Erstens sie ist eine Polin, also kokett und keine gute Wirthin. Zweitens sie ist katholisch, geht also zur Beichte und das stört das eheliche Glück; drittens sie ist krank, also eine Last für mich; viertens wir werden nicht haben

wovon zu leben — noch ist aber kein ordentlicher Arzt verhungert; fünftens ich bin ein getaufter Jude und sie ist in Vorurtheilen erzogen; sechstens Vater hat auf mich gerechnet, um im Falle seines Todes, den Gott lange verhüten möge, in mir auch eine Stütze für Euch zu haben; das ist aber auch der einzige einigermaßen stichhaltige Grund, und darüber hoffe ich unserm alten Herrn Beruhigung geben zu können. Was die Gegenwart mir bringen wird, kann ich so ziemlich berechnen, und bin damit zufrieden, was die Zukunft mir bringen kann, kann ich nicht wissen; aber da Jeder in jedem Augenblicke sterben kann, ist Der ein Thor, der Jahre und Jahre lang hinaus sorgt und darüber den Augenblick verpaßt. Ich werde den alten Herrn um Erlaubniß bitten, so wie ich in einiger Sicherheit über Camilla's Befinden bin, aber mit dieser Erlaubniß ist's ein eigen Ding und ich schäme mich, sie zu fordern, denn ich werde den Schritt auch thun, wenn die Erlaubniß mir versagt wird. Ich sehe ganz deutlich voraus, wie es kommen wird; man wird mich nach Königsberg bitten, um mit mir zu konferiren und mich wo möglich dort zu behalten, oder der Vater selbst wird zu mir kommen, oder

man wird Camilla wissen lassen, daß es meiner Familie sehr unangenehm wäre, wenn sie mich heirathete — aber thäte man das Letztere, so wären zunächst alle Bande zwischen mir und der Familie gelöst, so viel Seelenschmerz und Trauer mir das machen würde — und Camilla würde ich trotzdem zu überreden wissen, obschon es in dem Falle schwer werden dürfte. Du solltest Camilla kennen, und wenn Du nicht meine Liebe für sie theiltest, müßte ich Dich nicht mehr kennen.“

Gleich nach Absendung dieses Briefes aber war der Bräutigam des armen Mädchens wieder gekehrt, hatte sein Anrecht geltend gemacht, Camilla's ganze Familie, welche die Heirath mit dem reichen Edelmann der Verbindung mit dem unbemittelten Arzte natürlich vorziehen mußte, hatte sich auf die Seite des Erstern gestellt, das junge franke Mädchen hatte nicht den Muth oder nicht mehr die Kraft gehabt, sich zu widersetzen, Moritz selber hatte, um dem frankten, unglücklichen Geschöpf die aufreibenden täglichen Scenen zu ersparen, „ihr zugeredet nachzugehen“. Die Hochzeit stand nahe bevor, und es hatte unter diesen Verhältnissen den Vater nur wenig

Ueberredung gekostet, seinen Sohn zu einem Besuche in der Heimath zu bewegen.

Das erste Wiedersehen war traurig — die Mutter war nicht mehr da. Als man sich dann in alter Weise zusammenfand, konnte Niemandem die Veränderung entgehen, die sich an dem Bruder vollzogen hatte. Er hatte viel erlebt, viel beobachtet, viel erfahren, war reifer, ernster, tiefer geworden. Die fröhliche Harmlosigkeit, der glückliche Leichtsinns seiner frühern Jahre waren dahin. Er war ein Mann geworden, aber ein Mann, dem der rechte Lebensmuth, die rechte beharrliche Kraft des Willens fehlten. Wie manche Menschen nur stoßweise zu arbeiten vermögen, so waren sein Wollen und seine Energie nur eine stoßweise kräftige, und meinem Vater persönlich gegenüber war er nach wie vor fast willenlos. Höchstens scherzend vermochte er gegen ihn seine Meinung aufrecht zu erhalten, und sah er, daß diese dem Vater nicht gefiel, so hatte er aus Furcht, seine Ansicht nicht ruhig und gefaßt vertreten zu können, nichts Eiligeres zu thun, als sich gegen seine Ueberzeugung aus Bärtlichkeit zu fügen, und zuzugeben, was er nachher nicht durchführen konnte. Der Vater, statt sich zu sagen, daß er diese Charakterchwäche

zum Theile in dem Sohne selbst erzeugt, daß sie nebenher eine Folge großer Liebe sei, hielt ihn einfach für weniger reif und tüchtig als er wirklich war, und Moriz, der sich seiner Haltungslosigkeit vor dem Vater immer schämte, kam dann bisweilen mit seinem festen Willen bei Gelegenheiten zum Vorschein, welche dieses Aufwandes von Kraft nicht werth waren, und den Vater in seiner Ansicht „über die Unzulänglichkeit des Jungen“ nur bestärkten. Ich habe diese Seite von dem Charakter meines Bruders als Motiv für die Figur des „Georg“ benutzt, als ich lange nach seinem Tode meinen Roman „Wandlungen“ schrieb.

Es war unverkennbar, daß Moriz nur mit halber Seele bei uns war, eben so unverkennbar auch, daß er wie früher an uns hing, daß der Aufenthalt im Vaterhause ihm trotz alledem sehr wohl that, und daß er dem Vater womöglich mit noch größerer Bärtlichkeit als früher ergeben war; indeß bei uns zu bleiben, wie der Vater von ihm forderte, konnte er so ohne Weiteres sich nicht entschließen. Er mochte seine Thätigkeit, seine mühsam gewonnene Stellung nicht entbehren, nicht auf's neue erwerblos und abhängig werden, und da die Bemühungen

meines Vaters, dem Sohne bei einem städtischen Krankenhause eine Stelle als Arzt zu erwirken, erfolglos blieben, da Morig obenein die Nachricht erhielt, daß die Geliebte auf's Neue schwer erkrankt sei, war er nicht in der Heimath festzuhalten.

Er sehnte sich fort, und trennte sich doch ungern und schwer von uns und seinem Vater. Wir sahen ihn noch schwereren Herzens scheiden, vermochten aber nicht ihn zum Verweilen aufzufordern, und Alle im Zwiespalt mit uns selbst und mit unserm Wünschen und Können, mit unserm Wollen und Thun, mußten wir ihn nach einem fünfwöchentlichen Besuche noch einmal von uns ziehen lassen — um ihn nie mehr wieder zu sehen.

Fünftes Kapitel.

In den Spätherbst dieses Jahres fiel ein Ereigniß, dessen Folgen für das Schicksal unseres Freundes Crelinger das schon erwähnte französische Sprichwort: à quelque chose malheur est bon, welches er bei vorkommenden Widerwärtigkeiten gern zum Troste anzuführen pflegte, bewahrheiten sollten.

Bei der politischen Richtung, welche damals in Königsberg die vorwiegende war, hatte die, in jenen Jahren in Aufnahme gekommene politische Poesie, dort große Verehrer gefunden. Die bei weitem bedeutendsten unter den politischen Gedichten, Georg Herwegh's Gedichte eines Lebendigen, hatten daher ein großes Publikum bei uns gewonnen, und uns Alle, die wir uns als Lebendige betrachten zu können glaubten, auf das Lebhafteste ergriffen. Die rücksichtslose und immer zutreffende Kraft seines Ausdrucks, das dithyrambisch=rethorische in seiner

Begeisterung, die schneidende Schärfe seines Spottes, und das unverkennbare Gepräge wahrer poetischer Kraft, das in der Mehrzahl seiner Gedichte sich kund gab, hatten etwas Hinreißendes gehabt, und daneben war die Diktion so schwungvoll und so leicht, der Rhythmus so energisch und so fortziehend, daß die Lieder sich dem Gedächtniß schnell einprägten und sicher haften blieben. Man behielt sie schnell auswendig, nahm ihre Aussprüche in das Leben auf, und da man überall gern zum Auffuchen von Parallelen geneigt ist, bezeichnete man Georg Herwegh, so wenig das auch zupafte, im Hinblick auf den edlen Sänger der Befreiungskriege, damals gern als den Körner des neuen Freiheitskampfes.

Es erregte also lebhaften Antheil und große Freude, als man erfuhr, Herwegh, der sich eine Zeit lang in Berlin aufgehalten hatte, werde zu Anfang des Dezember nach Königsberg kommen, und seine Freunde bereiteten sich darauf vor, ihm mit der Aufnahme, welche sie ihm angedeihen ließen, alle die Anerkennung zu beweisen, die sie ihm entgegenbrachten. Unsere nächsten Bekannten und Umgangsgenossen, Nath Crelinger an ihrer Spitze, empfingen ihn als einen persönlichen Gast, er wurde

in verschiedenen Familien vorgestellt, seine Jugend, sein anziehendes Aeußere, sein Geist und seine Wohlredendheit nahmen in ungewöhnlichem Grade für ihn ein, und fast alle unsere Freunde, welche uns in den Tagen besuchten, hatten ihn kennen lernen und sprachen auf das Günstigste von ihm.

Um ihm eine Ehre zu erzeigen, und zugleich eine Demonstration zu machen, hatte man ein Festessen veranstaltet, dessen Held der junge Dichter war, und an welchem alle die Männer Theil nahmen, welche sich in Königsberg zu den Liberalen rechneten. Mein Vater, der sich von solchen öffentlichen Festgelagen, seiner Neigung nach, fast immer fern hielt, war nicht dabei zugegen, und wir Alle sahen Herwegh überhaupt nicht, weil wir eben damals während des Trauerjahres sehr eingezogen lebten; indeß wir vernahmen von dem Feste gleich an dem ihm folgenden Tage, und Jeder, der davon berichtete, wußte nicht genug zu sagen, wie hingegriffen der Andere gewesen, und wie sich die Aufregung zündend von Geist zu Geist fortgepflanzt, wie man es endlich einmal empfunden habe, was es mit der Begeisterung freier Männer auf sich habe. Man wiederholte die Reden und die Trinksprüche, welche

man vernommen, es war viel Wahres, viel Gefühletes und viel Schönes darunter gewesen; aber für den Außenstehenden war es unverkennbar, daß man sich im Ehrgeiz des Enthusiasmus unwillkürlich überboten hatte, und daß manch Einer Aeußerungen gethan hatte, welche man in seinem Munde, wenn man ihn näher kannte, eben nur als poetische Lizenzen aufzunehmen hatte.

Zu diesen Lektorn hatte Nath Crelinger gehört. Er hatte Nichts gesprochen, was nicht der Sache nach seine volle Ueberzeugung gewesen wäre, aber die Form war eine von dem Augenblick bestimmte gewesen, und die Erregbarkeit seiner Phantasie hatte ihn so fortgerissen, sein beweglicher Geist hatte den Feuerschein von Herweghs Worten so lebhaft reflektirt, daß der sonst so gemessene formvolle und sich selbst in jeder seiner Aeußerungen rein wiedergebende Mann, sich zu einer Rede voll poetischer Metaphern hatte verleiten lassen, die in seinem Munde jedem Besonnenen, jedem seiner genauern Bekannten fast komisch klingen mußten. Er hatte von „Thatendurst“, von Kampf und Sieg gesprochen, hatte des Augenblickes gedacht, in welchem er „das Schwert um seine Lenden gürtet würde“, und wie groß mein

Interesse an dem ganzen Vorgange auch damals war, konnte ich unsern Freund in den ersten Tagen nach dem Feste nicht ohne Lachen vor mir sehen. Es war eine Unmöglichkeit, sich den großen, mageren, an seine kleinen Luxusbequemlichkeiten hängenden Mann, an dessen stets schwarzer Kleidung und auf dessen eleganter Wäsche nie ein Stäubchen zu sehen war, mit dem „Schwert um seine Lenden“ zu denken, oder es sich vorzustellen, wie er mit den schmalen weißen Händen drein schlagen würde! In der Robe und der Perrücke des französischen Barreau, in dem Sammetrocke und den Spigenmanschetten der Hoftracht, in dem Reisekostüm des vornehmen Engländers, im schwarzen Frack mit gelben Handschuhen, im Arbeitsrock, in jeder beliebigen friedlichen Kleidung konnte er sich gut und vortheilhaft darstellen; kampfgerüstet mußte er über alle Maßen lächerlich erscheinen, und da ich das Unglück hatte ihn nun im Geiste immer mit einem der alten Schleppsäbel vor Augen zu sehen, die unsere Stadtsoldaten trugen, und deren Säbelgurt vorn mit zwei Löwenköpfen von Messing zugehakt wurde, so begegnete es mir in den Tagen oftmals, daß ich auf gut Glück zu lachen anfang, wenn er vor mir stand, und auf

seine Frage, was ich habe? verfehlte ich nicht ihm die Wahrheit zu sagen. Auch der Vater sagte ihm: „Wie kann ein Mann wie Sie, so geschmacklos sein, lieber Crelinger? — Indeß die Sache war einmal geschehen, und man kann in der Regel ein Unrecht leichter als eine Thorheit vergessen machen und vergüten.

Rath Crelinger wenigstens hatte das in seinem Falle zu erfahren. Schon wenig Wochen nach dem Feste wurde er wegen der von ihm gehaltenen Rede zur Untersuchung gezogen, und die genaue Kenntniß seines Charakters machte uns bei diesem Anlaß sehr besorgt für ihn. Es giebt hartnäckige Naturen, welche durch ihren Widerstand alle ihnen entgegen tretenden Lebenslagen und Verhältnisse ihrer Individualität anzupassen wissen, und versatile (das Wort schmiegsam drückt, wie mir scheint, den Begriff nicht so vollständig aus) Naturen, welche sich, ohne es zu wollen und zu wissen, nach den Verhältnissen ummodeln, in die sie sich versetzt finden. Zu diesen Letztern gehörte Crelinger bis zu einem gewissen Grade. Nicht daß er fähig gewesen wäre, seine Ueberzeugungen von Recht und Unrecht um irgend eines Vortheils willen im Entferntesten zu

verläugnen, dazu war sein Rechtsgefühl zu ausgebildet, sein Ehrgefühl zu sicher. Aber der Hinblick auf Andere und eine gewisse Eitelkeit hätten ihn verleiten können, sich bis zu der höchsten Spitze einer Ansicht aufzuschwingen, zu der er sich nur zufällig und ohne innere Nothwendigkeit erhob, und meinem Vater und mir lag also der Gedanke nahe, daß Crelinger sich leichter zu einem unnöthigen Märtyrertume, als zu dem Eingeständniß einer begangenen Uebereilung verstehen könnte.

Wie die Stimmung in Königsberg in jenen Tagen war, steigerte die gegen Nath Crelinger eingeleitete Untersuchung in hohem Grade die Popularität, deren er ohnehin genoß, und grade diese Bemerkung bestimmte meinen Vater, den Freund zur Vorsicht zu ermahnen, und mich zu veranlassen, daß ich in gleichem Sinne an ihn schreiben sollte. Ich that das und Crelinger nahm dies auf, wie es gemeint war; er versicherte uns jedoch mündlich und schriftlich, daß er keinesweges gewillt sei aus Eitelkeit den Märtyrer zu machen, daß er sich zu der besonnensten Vertheidigung rüste, aber er hielt die ganze Angelegenheit für unbedeutend, und sah seine

Freisprechung, obschon er sich auf Alles gefaßt machte, als nicht zu bezweifeln an.

Er hatte sich jedoch geirrt; und in seinen Berechnungen nicht vorausgesehen, daß und wie schnell man im Verlaufe der nächsten Zeit auf dem Wege der Reaktion vorwärts schreiten und was auf diesem Wege möglich sein würde. Die Untersuchung — ich greife dem Gange der Ereignisse voraus, weil ich vielleicht nicht mehr darauf zurückkomme — schleppte sich eine Weile hin, und hatte zur Folge, daß man den Angeklagten zwar nicht seines Amtes entsetzte, aber man versetzte ihn, den angesehensten Advokaten Königsberg's, einen Mann, dessen Einnahme eine glänzende, dessen gesellschaftliche Stellung eine sehr bevorzugte war, nach einem kleinen Landstädtchen in Westpreußen, das zur Hälfte von armen Juden, zur andern Hälfte von Ackerbürgern bewohnt wird, und von dem man sicher sein mußte, daß Crelinger es nicht zum Aufenthalte wählen würde. Das war eine chinesische oder türkische Exekutionsmaßregel. Man mochte den Mandarinen, den Pascha nicht hinrichten lassen, man schickte ihm also nur das Messer, die seidene Schnur, mit denen er sich selbst

zu entleiben hatte; und die Berechnung war wohl gemacht.

Rath Crelinger nahm zum zweitenmale seine Entlassung aus dem Staatsdienste, da er sich, wie man vorausgesehen, nicht dazu verdammen konnte, in einem elenden kleinen Städtchen zu leben, und blieb amtlos in Königsberg, bis die lebhafter werdende politische Bewegung ihn nach Berlin lockte, wo er bald eben so, wie vorher in Königsberg, eine bedeutende rein konsultatorische Praxis gewann, ehe noch die Vertheidigung der Polen nach dem Aufstande von achtzehnhundert fünfundsiebzehn ihn wieder in die Oeffentlichkeit zurück führte, und sein glänzendes Mednertalent und seine tiefe Rechtskenntniß in gleichem Maße zur Geltung brachte. Seine Lage, soweit sie sein Auskommen betraf, war in allen diesen Jahren immer eine günstige gewesen, und Berlin sagte seinen Neigungen so völlig zu, daß er oftmals auf den vorhin erwähnten Ausspruch von dem „glücklichen Unglück“ gegen mich zurückkam. Aber erst das Jahr achtundvierzig und das Justizministerium Märcker setzten den bewährten Rechtsgelehrten, den geistvollsten Advokaten Preußens wieder in sein Amt ein. Ich hatte dabei die große

Befriedigung, dem vielbewährten Freunde meiner Familie für seine Treue und Freundschaft dadurch zu danken, daß ein Schreiben, in welchem ich den Minister darauf aufmerksam gemacht, ob es nicht im Interesse eines liberalen Ministeriums läge, die von dem früheren Ministerium beeinträchtigten liberalen Männer zu restituiren und zu verwenden, ohne daß Rath Crelinger im Entferntesten von meinem Schritte wußte, den Anlaß zu seiner Rückberufung in den Staatsdienst, und zu seiner Anstellung als Rechtsanwalt bei dem Obertribunale gegeben hatte, in welchem Amte er bis zu seinem im Februar des Jahres achtzehnhundert dreiundfünfzig erfolgten nur zu frühen Tod verblieb und wirkte.

Bald nachdem das Herwegh-Fest in Königsberg gefeiert worden, gleich im Beginn des Jahres drei undvierzig, erhielt ich von Berlin durch meinen ältesten Bruder, welcher gefällig den Vermittler zwischen mir und dem Buchhändler machte, mein erstes gedrucktes Buch zugesendet, und noch immer erinnere ich mich der eigenartigen Wirkung, welche der Anblick desselben auf mich machte. Ich konnte gar nicht müde werden, es aufzuschlagen, nicht müde werden, den Umschlag zu betrachten. Ich las immer

auf's Neue das Motto: „Women's love how strong in its weakness, how beautifull in its guilt!“ obſchon es gar nicht zu dem Romane paſte, in welchem keine Sünde begangen, ſondern lauter pure Entſagung geübt wurde. Ich ſchlug das Buch bald hier bald dort auf, nicht um es zu leſen — denn ich konnte es auswendig von Anfang bis zu Ende, weil ich es ganz noch einmal abgeſchrieben hatte — ſondern um mich an dem ſchönen Papier, an den vornehmen großen ſchwarzen Lettern und an dem ſplendiden weitläufigen Drucke zu erfreuen. Ich hatte viel mehr Genuß und kam mir in dieſer Geſondertheit meines Auftretens weit bedeutender vor, als biſher in den Geſellſchaftsspalten der „Europa“. Aber ſo enge fühlte ich mich mit dem kleinen gedruckten Bande, der natürlich ohne Namen des Verfaſſers in das Publikum gekommen war, verbunden, daß ich erſchrack, als unſer Freund Crelinger ihn einmal in meinem Zimmer liegen fand, und wie er das mit jedem andern Buche eben ſo gethan haben würde, ihn zum Leſen mit ſich nach Hauſe nahm. Ich meinte, er müſſe meine Anſichten, meine Ausdrucksweiſe darin erkennen, und das Geheimniß meiner Autorschaft alſo gegen meines

Vaters Willen errathen. Das geschah indessen nicht. Er sprach mit mir völlig arglos von der kleinen Dichtung, und ich hatte vor ihm die erste Probe der Komödie zu machen, welche ich in den nächsten Jahren oftmals zu spielen genöthigt wurde, wenn man sich mit mir von meinen eigenen Arbeiten, wie von denen eines Dritten unterhielt, und ich also in die Lage kam, die allerehrlichsten Urtheile über mich zu hören.

Das kleine Buch machte seinen Weg schnell genug, und zu meiner großen Belustigung wurde es, ich weiß nicht von wem zuerst, der greisen Verfasserin der „Agnes von Lilien“, der alten Frau von Wollzogen zugeschrieben. Daß man mich für eine alte Dame hielt, brachte mich auf den Einfall, ein paar Briefe einer Großtante an ihre Großnichte über die Erziehung der Kinder und einen Aufsatz über die Lage der weiblichen Dienstboten zu schreiben, die bei uns in Preußen zu jener Zeit noch erbar=menstwerth und ganz aussichtslos war. Beides wurde durch meines Bruders Vermittlung in die, damals von einem Criminalrath Richter redigirten Ostpreussischen Provinzialblätter gebracht, und nebenher ging ich an das Durcharbeiten meines neuen

Roman's, das nun nach Anleitung meines Bruders, dem ich die fertige Dichtung nach Berlin geschickt, und der sie mir mit einem ganzen Hefte voll Anmerkungen, Bedenken und Rathschlägen zurückgesendet hatte, noch viel gründlicher und ernster als bei dem ersten Buche vorgenommen wurde. Denn der günstige Erfolg dieser meiner ersten Arbeit hatte meinen Ehrgeiz aufgeregt, die lebhafteste Empfindung für das Schöne und Große, für ein Ideales, die mir durch meine ganze Umgebung eingeflößte Achtung vor dem Volke, vor den Menschen, denen ich meine Dichtungen als ein Etwas darbieten wollte, für das ich ihre Theilnahme in Anspruch nahm, und endlich jenes einfache bürgerliche Pflichtgefühl, das für gutes Geld nicht schlechte Waare liefern wollte, trieben mich zu immer größerem Ernste an. Und wie mir einmal Heinrich Simon geschrieben, daß die richterlichen Pflichten ihm ein Gefühl der Würdigkeit gäben, welches ihm bis dahin in Beziehung auf sein Amt fremd gewesen sei, so wurde mir das Bewußtsein, daß ich als Schriftsteller lehrend und beratend vor den Menschen dastände, zu einem Antrieb der Selbsterziehung. Ich wollte mich und meine Werke in Einklang bringen, ich wollte Nichts

Lehren, was ich nicht in meinem Leben darzuthun und durch alle Wechselfälle zu behaupten entschlossen war. Denn ich hatte niemals daran geglaubt, daß ein Werk größer sein könne, als sein Schöpfer. Jene Lehren der romantischen Schule, welche dem Dichter ein von seiner Arbeit getrenntes Dasein in Möglichkeit stellten, jene Ansicht, welche behauptete, daß Jemand ein unordentliches wüstes Leben führen, und Keines und Hohes schaffen könne, oder daß ein Mensch, der sein eignes Leben nicht zu ordnen wisse, der um sich Zank und Niedrigkeit und Schulden und ungerregelte Verhältnisse habe, mit seinen Schriften in Wahrheit veredelnd und versittlichend auf sein Volk wirken, und in seinen Dichtungen mehr liefern könne, als die Dekorations-Wände, hinter welchen Potemkin der Kaiserin Katharine das Elend des Landes verbarg, das sie durchreiste, sind mir immer als ein Trug erschienen. Und wie Wallenstein von sich aus sagt: „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so kenn' ich auch sein Wollen und sein Handeln“ — so habe ich für mein Theil nie wieder eine Zeile von einem Schriftsteller gelesen, vor dem ich als Mensch keine Achtung und keinen Respekt mehr hegte. Denn wie man sich

auch stelle, es springt Niemand über seinen Schatten, und es kann Niemand in Wahrheit über sich hinaus!

Ich aber sollte, wenn auch nicht über mich selber hinaus, so doch in die Welt hinaus. Mein Bruder Moriz hatte mir schon bei seiner Anwesenheit zu einem Luftwechsel und mehr noch zu einem Wechsel der Lebensweise gerathen. Ich hatte mich jedoch nicht entschließen können, die Meinen während des Trauerjahrs zu verlassen, und mich noch weniger entschließen können, meinem Vater die Ausgaben für eine neue Reise aufzubürden. Ich hatte schon zwei Reisen gemacht, meinen Schwestern war das Gleiche noch nicht zu Theil geworden, und mir wurde auch der Gedanke, mich von dem Vater zu trennen, da die Mutter todt und keiner seiner Söhne im Hause war, jetzt viel schwerer als vorher.

Andererseits aber war ich in der That krank; und die Rücksicht auf die freiere Entwicklung meiner Schwestern, die früher bisweilen meine Entfernung von Hause wünschenswerth erscheinen lassen, waltete auch jetzt noch ob. Ich fühlte, daß ich nicht arbeiten dürfe, und zu Hause in ruhiger Muße die Tage hinzuleben, traute ich mir nicht die Festigkeit zu.

Mein Vater wünschte daneben, daß ich Schönlein verathen solle, weil mein immer tieferes körperliches Herunterkommen ihn trotz aller Beruhigungen unseres sorgsamem Arztes, ängstigte, und so entschloß ich mich denn im Hochsommer von dreiundvierzig, als ich mein erstes Honorar von Brockhaus erhielt, die Vaterstadt und meinen Vater wieder für eine Weile zu verlassen.

Ich hatte für die „Fenny“ sechszig Friedrichsd'or bekommen, hatte den Ertrag von ein paar anderen kleinen Arbeiten und einen Theil meines ersparten Taschengeldes zurückgelegt, und kam mir mit einem Vermögen von circa vierhundert Thalern, zu denen das Garderobe = Geld von vierundachtzig Thalern hinzukam, welches mein Vater mir gab, hinreichend ausgestattet vor, um ein Jahr davon außer dem Vaterhause leben zu können. Mein Vater neckte mich mit meinen Schätzen, hatte aber Freude daran, mich erwerbsfähig zu sehen, und so reiste ich denn am vierzehnten Juli wieder nach Berlin, ohne einen bestimmten Plan für meine nächste Zukunft zu haben.

Nachdem ich auf dem Gute Wogenab bei Elbing, auf welchem mein alter Religionslehrer, Consistorial-

rath Kähler, sich bei seinem Sohne, dem das Gut gehörte, zur Ruhe gesetzt hatte, eine Woche verweilt, und im Schooße der mir theuern Menschen schöne Stunden verlebt hatte, langte ich glücklich in Berlin an, und erregte meinem Bruder und meiner Schwester, welche sich damals dort befanden, ein wahres Erschrecken bei meinem Anblick. Das war, so sehr sie sich zusammen nahmen und mir es zu verbergen strebten, mir doch schmerzhaft, und in den nächsten Tagen hatte ich dasselbe immer wieder zu bestehen. Nahe befreundete Personen erkannten mich nicht, wenn ich sie auf der Straße grüßte, und konnten ihrer Verwunderung und ihres Bedauerns kein Ende finden, wenn sie sich endlich überzeugt hatten, daß ich es sei. Aber der Reiz der großen Stadt, die Ansehnlichkeit der Straßen, der edle Styl einzelner Gebäude wirkten erheiternd auf mich ein, und während alle Welt mich mit Besorgniß betrachtete, fühlte ich mich wohler und hoffnungreicher als seit langer Zeit.

Es ist ein wahres Wort: die Luft macht eigen! aber eben so wahr ist's, daß die Enge oder Weite unserer Umgebung den Sinn befängt oder befreit.

Hier ist Platz Etwas zu werden! Das war

meine Empfindung, als ich an dem Abende, welcher meiner Ankunft folgte, von dem obern Balkon des Kranzlerschen Hauses, auf dem wir Eis gegessen hatten, die lange Straße der Linden, und die Friedrichsstraße hinunter sah. Zu Hause hatte ich oft die Empfindung gehabt, als fehle mir der Raum mich zu regen, als könne ich die Arme nicht aufheben ohne anzustoßen, als nehme mir das Zusehen der Andern die Fähigkeit der Bewegung. Hier in den breiten Straßen, in denen das Gaslicht so hell zwischen dem Grün der Bäume funkelte, hier, wo die Menge bei dem schönen Sommerwetter so lustig auf und nieder wogte, war mir's als athme ich leichter, als sei ein Druck von mir genommen. Ich freute mich an all den Menschen, nur weil sie mich nicht kannten, und wie man sich unter Verhältnissen in der Fremde mit Inbrunst nach dem Anblick eines bekannten Antlitzes sehnen kann, so genoß ich mit wahrer Wonne das Fremdsein in der großen Stadt. Nicht als hätten die Leute in Königsberg groß auf mich geachtet, aber wenn es unter Verhältnissen reizend ist, sich unter der Larve auf einem Maskenballe von der geistigen Anziehungskraft zu überzeugen, die man ausübt, so ist es unter gewissen Be-

dingungen noch reizender, ganz auf sich selbst gestellt, ohne herkömmlich mitgebrachte Gunst und Ungunst, sich in der Fremde und unter Fremden zu versuchen, und die Erfahrung zu machen, was man an sich selber werth sei.

Berlin fand ich in den drei Jahren, während welcher ich es nicht gesehen, ungemein verändert. Früher hatte sich das Leben vorzugsweise in der Königsstadt und in dem Stadttheile bewegt, welcher das Schloß, die Linden und die zunächst liegenden Straßen umfaßte. Kam man achtzehnhundert vierzig nach den Stadttheilen in der Gegend des Potsdamer Thors, so war es dort einsam wie in Darmstadt oder Karlsruhe. Jetzt war das anders geworden. Die Anhalter Eisenbahn und die von Potsdam aus weiter eröffneten Schienenwege zogen die Menschenmassen und den Verkehr nach dem Westende der Stadt. Es waren dort neue Straßen, wie die Anhalter Straße und der Askanische Platz entstanden; das ganze Viertel zwischen dem Askanischen Plage und der Potsdamer Straße befand sich im Bau. Rund um den Thiergarten erhoben sich neue Häuser, und zwar mit einem Aufwande und mit einem Geschmack, von welchem früher bei

Privat-Bauten nicht entfernt die Rede gewesen war.

Der Luxus war überhaupt auffallend gestiegen. Der Geschmack des Hofes ist für die Residenzstädte überall maßgebend, und Friedrich Wilhelm der Vierte liebte die Pracht. Von den überaus prächtigen Uniformen der Garde-du-Corps, bis auf die Hofequipagen und Livreen war Alles glänzender geworden; und wenn man heute an diesen Luxus auch lange schon gewöhnt ist, so besprach man ihn damals doch sehr viel, und nicht eben, um ihn zu loben. Daneben lachte man noch über die Offiziere mit ihren mittelaltrigen Waffenröcken und den neuen Armbiörn-Helmen, wenn sie dazu ein Lorngnon in's Auge gekniffen hatten; man lachte über das Stück Mittelalter, das den Uckermärkern und Cassuben mit der Pickelhaube auf den Kopf gestülpt worden war; man verglich die goldstrahlenden vier- und sechs-spännigen Hof-Equipagen mit ihren Vorreitern, Kutschern und Lakaien, mit der zweifäßigen und zweispännigen Halbchaise, in welcher Friedrich Wilhelm der Dritte durch die Straßen gefahren war, und verglich die neuen bordürenstrohenden Livreen mit den alten, welche damals die Fürstin von Liegnitz

und der Hofstaat des Prinzen Wilhelm noch beibehalten hatten. — Ueberall fand man neue Magazine mit prächtigen Schaufenstern eröffnet, die „Etalage“ war bei uns eingebürgert worden, und man bot in den Läden Waaren für Zimmereinrichtungen und Toilette zu Preisen feil, die vor wenig Jahren noch Niemand gezahlt haben würde.

Die Theilnahme für die bildenden Künste war gewachsen, dafür hatte die Theilnahme für das Theater abgenommen, einmal weil das Personal, das zum Theil noch heute in Thätigkeit ist, schon damals veraltet, und steif und träge geworden war, und zweitens weil die öffentlichen Zustände, weil die reaktionäre Bewegung, welche sich bereits überall fühlbar machte, die Geister in Spannung hielt. Man sprach allerdings davon, wenn man heute die „Antigone“ und morgen den „Sommernachtstraum“ in Scene setzte, wenn man es heute mit der Antike und morgen mit der Romantik probirte; man strömte hin, es zu sehen, man erfreute sich auch an den Leistungen, sofern sie Erfreuliches boten, aber man erkannte darin doch bereits jenen Geist des unstätten Experimentirens, der es mit Allem, nur nicht mit dem Fortschritt, nur nicht mit dem frischen Leben

der Gegenwart versuchen wollte; und wie groß man auch von Sophokles oder Shakespeare denken mochte, so gab es doch eine große Partei im Publikum, welche lieber die Trauerspiele Mosen's, Minding's und anderer Zeitgenossen, welche den „Sohn des Fürsten“, „Andreas Hofer“, „Sixtus der Fünfte“ und ähnliche Werke lieber als die antiken Dichtungen auf der Bühne gesehen haben würden, weil sie für den Augenblick mehr geeignet waren, den Geist des Volkes zu fesseln, und Kunst und Leben zur Wechselwirkung auf einander anzuregen.

Für's Erste blieb mir jedoch nicht lange Zeit, die geschehenen Veränderungen zu beobachten. Wenig Tage nach meiner Ankunft hatte ich Schönlein berathen müssen, und er hatte die Aussage unseres Arztes, daß meine Krankheit ein Nervenleiden sei, mit dem Zusatze bestätigt, daß ich die größte geistige Ruhe nöthig hätte, wenn ich mir nicht eine Herz-Erweiterung zuziehen wolle. Und er hat damit gut und richtig prophezeit.

Da ich nun die Bestätigung erhalten, daß ich nicht arbeiten dürfe, so ging ich noch mit mir zu Rathe, was ich in Berlin mit mir beginnen solle, als sich mir eines Morgens eine Dame anmelden

ließ, die ihren Namen nicht nennen wollte, und gleich darauf eine meiner Breslauer Cousinen, eine der Schwestern Heinrich Simons, vor mir stand.

Zehn Jahre waren vergangen seit wir einander nicht gesehen. Sie war glücklich verheirathet, war jung und frisch geblieben, hatte mir ihre Neigung bewahrt, und wie es sie überraschte, mich so verändert zu finden, so erschütterte mich die plötzliche Begegnung auf das Heftigste, denn sie brachte mir, wie durch einen Zauber, den ganzen Inhalt dieser zehn Jahre in einem Augenblicke zur Empfindung.

Daß ich mit ihr gehen, mit ihr nach Breslau kommen müsse, stand bei ihr fest, und wollte ich die Lieben einmal wiedersehen, welche ich dort zurückgelassen hatte, so konnte ich weder eine bessere Gelegenheit noch einen mir passendern Zeitpunkt dafür finden, da sich zufällig mein Vetter Heinrich auf einer Ferienreise in der Schweiz befand. Ich entschloß mich also ihren Vorschlag anzunehmen, und nachdem ich von Berlin bis Frankfurt meine erste größere Eisenbahnfahrt gemacht, fand ich mich gleichsam ohne mein Zutun wieder in den Kreis der Menschen versetzt, von welchen ich einst so herzzer-

rissen geschieden war, konnte ich mir aus eigener Erfahrung die Worte Göthes wiederholen: ach! und in demselben Flusse schwimmst du nicht zum zweitenmal!

Sie waren noch Alle am Leben, Alle beisammen, sie hatten noch die alte unveränderte Liebe für mich im Hause meiner Tante, — nur der Eine war nicht da — und ich war nicht mehr dieselbe. Ich hatte nicht mehr die schwärmenden Hoffnungen, nicht mehr die verzweifelten Entmuthigungen, ich hatte an den Tagen Nichts worauf ich wartete, in den Nächten Nichts, wovon ich träumte. Breslau war mir nicht mehr der Mittelpunkt der Welt, nicht mehr der einzige Ort, an welchem ich glücklich sein konnte. Es war eine Stadt, wie andere auch, und ich dachte nach wenig Tagen daran, nun ich einmal hier sei, auch ihre Merkwürdigkeiten, ihre Kirchen und Klöster in Augenschein zu nehmen. Vor zehn Jahren war mir das gar nicht eingefallen, ich hatte nicht Zeit gehabt daran zu denken. Jetzt hatte ich Zeit für Alles! vollauf Zeit!

Da meine Cousine mich nach Breslau gebracht, so sollte ich dann nun auch mit ihr und ihren Eltern und nicht wie früher bei meinem Onkel Lewald

wohnen, und das war um so zweckmäßiger, als die Simon'sche Familie sich in Scheitnig, nahe vor dem Thore, aufhielt, und ich Landluft nöthig hatte. Scheitnig ist aber ein melancholischer Ort und tief gelegen, das Jahr war regnerisch und kalt, man konnte also nur wenig im Freien sein, und wenn man auf Naturgenuß angewiesen, in seinen Zimmern leben muß, wird man, so zufrieden man sonst auch sein mag, das Unbehagen nicht los, welches jedes Mißlingen, jedes Nichterreichen eines Zweckes uns verursacht. Indes der Sonnenschein der Liebe, der mich umgab, entschädigte mich für die Ungunst der Jahreszeit, und besonders meine Tante war für mich noch weicher, noch mütterlicher als zuvor.

Ich bemerkte es oft, wie besorgt ihre Blicke mir folgten, wenn ich unwohl war, und Ruhe suchen mußte; ich sah, wie sie ihr Auge oft auf mich gerichtet hielt, wenn sie mich anderweit beschäftigt glaubte, und wie es sie befriedigte mich heiter zu sehen.

Einmal hatte es auch den ganzen Tag geregnet. Am Abend, als es sich aufhellte und die Kieselwege einigermaßen abgetrocknet waren, ging die Tante in's Freie hinaus und forderte mich auf, ihr zu

folgen. Sie nahm meinen Arm und ging langsam mit mir eine bestimmte Strecke auf und nieder, wie das ihre Weise war, denn größere Wege machte sie nur äußerst selten. Der Abend war sehr klar, der Himmel sah so hell, so abgerechnet aus, als könne nun auf lange hinaus keine Wolke ihn mehr trüben. Der leichte Wind kräuselte die Blätter der Bäume, daß hier und da noch ein paar zurückgebliebene Tropfen auf uns hernieder sprühten; nur auf dem Boden waren Gräser und Gewächse noch naß, und ein Kohlfeld mit seinen metallgrünen Blättern, in welchen das Wasser sich wie in Kelchen gesammelt und erhalten hatte, sah im letzten Sonnenschein ganz farbenprächtigt aus.

Die Tante hatte, wie ich, die Neigung, grade das, was ihr zunächst lag und was sie am genauesten kannte, am liebsten zu betrachten, und wir sprachen davon, wie dabei eigentlich für die Beobachtung auch am Meisten gewonnen werde, weil keine Ueberraschung durch das Fremde uns beirrt. „Ich glaube,“ meinte sie darauf, „Du bist überhaupt ein guter Beobachter geworden!“ — Sie rühmte darauf verschiedene Schriftsteller, und deren Beobachtungsgabe auf sinnlichem und geistigem Gebiete, und fragte

mich dann, ob mir der Roman „Clementine“ wohl vorgekommen sei?

Ich war die Frage nun schon gewohnt, aus dem Munde meiner Tante machte sie mir aber einen ganz andern Eindruck, und mit dem heftigen Herzklopfen, das mich bei der geringsten Gemüthsbewegung überfiel, bejahte ich die Frage. Sie blieb stehen, schien mir Etwas sagen zu wollen, besann sich dann aber und ging mit mir weiter. Sie mochte auf eine Mittheilung von mir warten, ich konnte sie ihr nach dem Versprechen, das ich meinem Vater gegeben hatte, nicht machen, und so schritten wir abermals unsern Weg hin und her, von diesem und von jenem sprechend, bis die Tante plötzlich sagte: „Hast Du einen bestimmten Grund, es mir zu verschweigen, daß Du die „Clementine“ geschrieben hast, so will ich nicht in Dich dringen, und mit Dir nicht davon sprechen, wie ich auch zu Keinem der Meinen — sie betonte das bestimmt — davon geredet habe, denn,“ fügte sie mit ihrem stillen Lächeln hinzu, „viel sprechen ist mein Fehler nicht; aber daß Du das Buch geschrieben hast, steht für mich fest.“

„Warst Du zufrieden?“ fragte ich statt der Ant-

wort. „Ja! durchweg zufrieden!“ entgegnete sie mir, und wir wanderten weiter, immer auf und ab, und Jeder wußte, was der Andre bei sich dachte. Es liegt ein großes Glück in solch keusehem, schweigendem Verstehen, und wenn man neben einem Menschen im Schweigen Befriedigung empfindet, dann liebt man ihn sicher, und ist seiner Liebe und seines Verständnisses eben so gewiß.

Nach einer Pause wollte sie wissen, was mich bestimmt habe, die Arbeit ohne meinen Namen drucken zu lassen. Ich nannte ihr den Willen meines Vaters als den Grund, sie stimmte ihm nicht bei, fand es aber natürlich, daß ich mich unbedenklich füge, und versprach mir strengste Discretion. Ich sah jedoch, daß sie noch etwas Andres auf dem Herzen habe, und endlich hob sie nach kurzem Nachdenken noch einmal an und sagte: „Es ist sehr gut, daß Du endlich über Deine Begabung in's Klare gekommen bist und sie brauchen gelernt hast, Tochter! — so nannte sie mich bisweilen, wenn sie recht liebevoll war — aber Dein Vater hat sicher einen andern Lebensweg für Dich gewünscht. Er hat mir davon einmal geschrieben. Warum hast Du Dich nicht verheirathet? Der Mann soll gut und brav gewesen sein, und man

kann sehr friedlich und in sehr würdiger Ehe mit einem Manne leben, auch ohne daß man eine besonders leidenschaftliche Liebe für ihn hat.“ — Ich wollte auffahren, denn grade von der Tante thaten diese Worte mir, nach meinem Begriffe, ganz entschieden zu nahe. Ich nahm mich aber zusammen und entgegnete: „Alles, was sich für Deine und meines Vaters Ansicht sagen läßt, liebe Tante! habe ich der Tante in meinem Romane in den Mund gelegt. Du siehst also, daß ich es weiß; aber Du solltest dafür auch wissen, daß ich nicht thun kann, was vielleicht für manche Andre möglich wäre!“ — Sie seufzte, legte ihre Hand auf die meine, und sprach sehr mild und sehr traurig: „Eben weil ich das weiß, wünsche ich lebhaft, daß es anders wäre. Du bist verändert, Fanny! bist nicht mehr gesund. Es würde mir eine Beruhigung, eine große Beruhigung sein, Dich noch einmal recht glücklich zu wissen — und nicht mir allein würde es ein Trost sein!“ fügte sie mit einer großen Innigkeit hinzu.

Ich bat sie, sich nicht um mich zu sorgen, versicherte sie der Wahrheit gemäß, daß ich mich jetzt viel wohler befände, als vor einiger Zeit, und sie trug Verlangen mir zu glauben. Als dann aber die

übrigen Hausgenossen hinzukamen, und wir dadurch unterbrochen wurden, wiederholte sie mir: „Denke daran, Tochter! der Tag, an welchem ich Dich recht zufrieden und glücklich sähe, würde mir eine wahre Sorge vom Herzen nehmen! und wie gesagt, nicht mir allein!“

So scharfsehend meine Tante war, konnte sie nicht ermessen, was sie mir mit dieser einfachen Unterredung geleistet hatte. Wort und Ausspruch sind unter verschiedenen Umständen nicht dieselben, das rechte Wort und der rechte Augenblick müssen zusammen treffen, um die rechte Wirkung zu erzeugen. Meine Geschwister und einzelne Freunde hatten mir häufig gesagt, daß meines Vaters Verhalten gegen mich kein fehlerfreies gewesen sei, ich hatte das selbst gefühlt und er selber hatte sich dessen angeklagt, aber ich wußte jetzt so gut und besser als er, was kein Anderer wissen konnte, wie viel Antheil meine eigene vorarbeitende Phantasie an meinen Schmerzen und Leiden gehabt, und jede von Dritten gewagte Anklage des geliebten Mannes war mir daher als ein Unrecht gegen ihn erschienen und hatte mich gereizt. Denn wer sich in dem Geliebten ein Ideal erschaffen, will lieber sich selbst beschuldigen, als den Geliebten

beschuldigen lassen. Alle die langen Jahre, während welcher ich ihn nicht gesehen, während welcher ich mit ihm nur im Geiste beschäftigt gewesen, hatten ihn mir dem wirklichen Leben entrückt, und mich ihn, obschon ich wußte, daß er nicht mir gehörte, doch als mein Eigenthum und als mit mir verbunden betrachten lassen; ja grade in der Zeit, seit welcher ich aus Selbsterhaltungstrieb auf allen Zusammenhang mit ihm verzichtet, hatte sich mein Denken an das Ideal, zu dem ich ihn mir gemacht, nur gesteigert, und ich hatte mich, als ich nach Breslau und wieder in das Haus seiner Eltern gekommen war, Anfangs kaum darin finden können, von ihm, wenn auch mit großer Liebe, so doch mit der kühlen Besonnenheit der gesunden Vernunft reden und urtheilen zu hören.

Es lag etwas sehr Ernüchterndes darin, wenn man der Einrichtungen für seine Wohnung, seines Gehaltes, seiner amtlichen Verhältnisse, seiner geselligen Beziehungen und seiner Aussichten für die Zukunft, ohne allen Hinblick auf mich gedachte, wenn man sich mit mir in der gleichmüthigsten Weise von seinem Thun und Treiben unterhielt, oder mir seine Briefe zu lesen gab, deren heiterer

Ernst, deren entschiedene Zufriedenheit mich neu und fremd bedünkten.

Jeder Tag, den ich in dem Hause meiner Tante verlebte, brachte mich solchergestalt mehr in die Wirklichkeit zurück; da aber der Weg aus einer Uebertreibung in die andre weit kürzer ist, als der Weg von der schwindelnden Höhe der Leidenschaft in die sichere Ebene der gesunden Vernunft, so war ich nun plötzlich sehr nahe daran, mich aller meiner heilig gehaltenen Qualen und Leiden, als einer wahren Verirrung zu schämen, über welche ich vor dem Geliebten selbst erröthen müsse, und in ein Mißtrauen gegen mich zu verfallen, das mir verderblicher geworden sein würde, als Alles, was ich bis dahin erlebt. Mit einer Art ironischer Freude hatte ich mir, seit diese Anschauung sich meiner zu bemächtigen begonnen, jede mir theure Erinnerung als eine lächerliche Einbildung bezeichnet, und ich fing an irre zu werden an meinem Herzen, an meinem Verstande, an meinem Ehrgefühl, ich war nahe daran, in einen neuen Abgrund zu stürzen, als das Wort meiner Tante mir rettend zu Hülfe kam.

Die sanfte, nur andeutende Weise, in welcher sie ihre und ihres Sohnes Empfindung für mich in

Eines verschmolz, die schonende Liebe, mit welcher sie mich ihm gegenüber in mein Recht einsetzte, die Feinheit des Herzens, in der sie nicht von einem Unrecht ihres Sohnes, sondern nur von seinem Wunsche sprach, es vergessen und vergütet zu wissen, stellten mich in meinen Augen völlig wieder her; denn es giebt gar manche Fälle im Leben jedes Einzelnen, in welchen seine Kraft ihn verläßt, so daß sein eigenes Rechtsbewußtsein ihm nicht mehr genügt, und er des fremden Urtheils nöthig hat, um vor sich selber bestehen und in sich selbst wieder zu Einklang und Frieden gelangen zu können. Darauf beruht die Bedeutung der Sündenvergebung in der katholischen Kirche.

Von dem Augenblicke, in welchem Heinrich's Mutter mir mein Urtheil sprach, war ich frei und mir selber in jedem Betrachte wiedergegeben. Ich fühlte mich als einen neuen Menschen. Ich hatte zu verzeihen, und hatte einem Manne doch nicht viel zu verzeihen, der sich eine Schwäche, welcher kaum Einer an seiner Stelle sich nicht schuldig gemacht haben würde, selber als ein Unrecht vorhielt, welches er bereute. Zum erstenmale begriff ich die Möglichkeit einer neuen Zukunft und eines neuen gesunden Zusammenhangs mit meinem Vetter. Ich konnte frei von ihm sprechen,

freier an ihn denken, ich fing an mich ruhig und heiter zu fühlen in dem Zimmer, welches ich bewohnte, und — es war Heinrich's Zimmer.

Ich ging darin umher und nahm die Geräthschaften in die Hand, welche er benutzte, ich saß und schrieb an seinem Tische, ich stand und betrachtete seine Bücher. Es waren viele von seinen Arbeiten darunter. Schon gegen das Ende der dreißiger Jahre hatte Heinrich Simon neben seiner amtlichen Thätigkeit als praktischer Jurist, sich als Schriftsteller mit den preussischen Gesetzen und ihrer Bedeutung zu beschäftigen angefangen, und theils allein, theils im Verein mit gleichdenkenden Freunden, eine Reihe von Werken veröffentlicht, welche sich mit der Kritik, mit der Erklärung und Erläuterung der preussischen Gesetzgebung beschäftigten. Wenn ich diese Reihe von Büchern in seinem Zimmer stehen sah, wenn ich ihre Titel auf dem Rücken der Bände las, so trat mir die ganze Thätigkeit des vielbeschäftigten Mannes wie im Bilde vor Augen, und ich nahm wohl hier und da einmal solch ein juristisches Werk in die Hand, und blätterte auf gut Glück darin herum, und freute mich an den klaren Auseinandersetzungen, und an den einzelnen schlagenden

Worten und Sentenzen, die mir gelegentlich in die Augen fielen.

Vor Allem war es das Werk über die Gesetzgebung in Betreff der Juden, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog; und daß wir Beide, ohne von einander zu wissen, mit demselben Gegenstande beschäftigt, für dieselbe gute Sache thätig gewesen waren, machte mir ein neues inniges Vergnügen. Während Simon das Recht der Juden auf staatliche Anerkennung und bürgerliche Gleichstellung, und das an ihnen begangene Unrecht durch die Rechtswissenschaft zu beweisen strebte, hatte ich in dem Gebiet der Dichtung ein Gleiches gethan, und wenn ich es auch in mir fest beschlossen hatte, Heinrich für's Erste noch nicht wiederzusehen, so mochte ich es mir doch nicht versagen, ihm aus der Ferne ein Zeichen zu geben, das ihn beschäftigen, ihn interessiren sollte, wenn schon es ihn nicht direkt an mich erinnern konnte.

Man hatte mir, als ich von Berlin fortgegangen war, die letzten Bogen der „Jenny“ zur Revision gesendet. Nur der Titel des Buches war noch zu drucken, und ich hatte es mir vorbehalten noch ein Motto für dasselbe zu bestimmen. Ich hatte lange

nach einem solchen gesucht, hatte bald dieses, bald jenes gewählt, und war endlich bei einem Ausspruch Börne's stehen geblieben, als ich zufällig eines Tags noch einmal Simon's Werk über „die Verhältnisse der Juden in Preußen“ in die Hand nahm, und folgende Stelle in demselben traf: „Ein Stamm, aus dem der Erlöser, die Madonna, die Apostel hervorgegangen, der nach tausendjähriger Verfolgung dem Glauben und den Sitten seiner Väter treu geblieben, nach tausendjährigem Drucke noch hervorragende Größen für Wissenschaft und Kunst erzeugt, muß jedem andern ebenbürtig sein!“

Solch ein Wort hatte ich gesucht, nun hatte ich es gefunden! Und mit diesem Motto ging denn mein zweiter Roman, ebenfalls ohne meinen Namen, in die Welt. Das Motto als Schleife und Erkennungszeichen für den Freund an dem verhüllenden Domino der Anonymität.

Sechstes Kapitel.

Es hatte in meines Vaters Absicht gelegen, daß ich in diesem Herbst noch irgend eine Reise unternehmen sollte. Er hatte an Dresden, an Wien gedacht, indeß ich hatte in Berlin unter meinen Bekannten Niemand gefunden, dem ich mich hätte anschließen können; an die Möglichkeit allein zu reisen dachte ich damals noch nicht, und ich hatte auch, nachdem ich einige Tage in Berlin gewesen war, die Erfahrung gemacht, daß ich es nicht wagen dürfe, mir selbst nur mäßige Anstrengungen zuzumuthen.

Die Ruhe und Zurückgezogenheit im Hause meiner Tante waren also eben das, was ich bedurfte, man hatte mich dort eben so gern, als ich gern dort verweilte, und wünschte mich bis zum Spätherbste in Breslau zu behalten. Indesß ich traute mir und meinen Empfindungen nicht, und beharrte bei meinem Vorsatz, für jezt meinem Vetter

noch auszuweichen, und ihn nicht eher wieder zu sehen, bis ich ihm innerlich völlig gesund und frei entgegen treten könne. Am Tage nach dem Geburtstage seiner Mutter, den ich noch mit ihr zu verleben gewünscht, sagte ich den Freunden Lebewohl, und als Heinrich zu den Seinigen zurückkam, war ich bereits wieder in Berlin, und fing an, mich dort bei einer meiner Verwandten, bei welcher ich wohnen sollte, für einen längern Aufenthalt einzurichten.

Mit dem festen Willen ein neues Leben anzufangen, sah ich meine alten Berliner Freunde wieder. Ich kannte mich und das Menschenherz bereits genugsam, um zu wissen, wie sehr man es in seiner Macht hat, Herr über sich und seine Verhältnisse zu werden, wenn man sich über sie stellt; wie anders man ein Schicksal auffassen kann, je nach dem Standpunkt, von welchem man es betrachtet. Jahre lang hatte ich mich in die Vorstellung eingelebt, daß ich ein altes Mädchen, und als ein solches ohne Hoffnung auf Freude und auf Glück sei. Jetzt fing ich an mir zu sagen, daß ich eine junge Schriftstellerin sei, daß ich einen Vater in leidlich sorgenfreien Verhältnissen und gute Geschwister habe, daß

ich treue Freunde besitze und ein Talent, welches zu üben mir Freude bereite, während es mir eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern versprach, und ich hatte ein Ziel vor Augen, das ich mit Begeisterung und mit Ehrgeiz verfolgte. Je öfter ich mir dies wiederholte, um so fester ward mein Glaube an diese vorzüglichen Güter; und der Glaube macht nicht nur selig, er macht auch stark.

Ich bekam Lust das Gute zu nutzen und zu genießen, das mir zu Gebote stand, Lust zu leben, wie ich sie lange nicht gehabt hatte, und die Lebenslust ist der Ballon, der uns in die Höhe trägt und uns dasjenige als Maulwurfshügel betrachten läßt, was uns kurz vorher noch als unübersteigliche Hindernisse bedünken wollte.

Bei meiner Wiederkunft nach Berlin gefiel mir die Stadt noch besser als zuvor. Die wiederkehrenden Kräfte, der befreite Sinn, die Unabhängigkeit, deren ich mir mehr und mehr bewußt zu werden begann, ließen mich Alles in einem freundlichen Lichte erblicken. Jedes Paar Handschuhe, das ich mir kaufte, jedes Glas Limonade, das ich bezahlte, gefielen und schmeckten mir, wie nie zuvor, denn ich kaufte und bezahlte es mit meinem eigenen, selbst-

verdienten Gelde. Ausgeben, sparen, schenken, Alles machte mir Vergnügen, und ich glaubte, nun könne ich Alles haben, oder eigentlich, nun gehöre mir schon die ganze Welt, weil ich ungefähr fünfhundert Thaler mein eigen nannte. Es war das thöricht, aber es war ein Stück Jugend darin. Zu Hause, wo wir, wie ich wußte, jährlich so und so viel tausend Thaler gebraucht hatten, waren mir fünfhundert Thaler nicht eben als eine große Summe vorgekommen, denn ich rechnete sehr gut, und wußte, wie weit wir damit reichen konnten. Hier in Berlin aber, wo ich für mich allein stand, wo ich gewahrte, wie gering im Grunde meine persönlichen Bedürfnisse seien, und wie sehr leicht ich eine Menge von Bequemlichkeiten missen konnte, deren ich zu Hause theilhaftig geworden und auf die ich sogar Werth gelegt hatte, hier fühlte ich auch in dieser Leichtigkeit mich zu beschränken, daß ich nicht alt war; und das Stückchen Jugend, das wie eine Handbreit von blauem Sonnenhimmel aus dem grauen Gewölk hervorsah, in das sich mein Leben bis dahin gehüllt, fing an sich breiter und breiter auszudehnen, und das mir fremd gewordene helle Licht belebte und erquickte mich, als ob es nicht aus meinem eigenen

Innern emporgestiegen wäre. Täglich entdeckte ich in mir neue Möglichkeiten mich zu freuen, und wenn ich mich manchmal mitten im vollen Strome heiterer Empfänglichkeit und lebhafter Genußfähigkeit daran erinnerte, wie krank ich gewesen, wie muthlos, wie alt, wie hoffnungslos ich mich noch vor wenig Monaten gefühlt hatte, so kannte ich mich kaum wieder, und begriff selbst nicht, wie diese Wandlung sich vollzogen hatte. Ist aber das biblische Wort: „Wer da hat dem wird gegeben“, irgend wo völlig eine Wahrheit, so ist es für den WohlGemutheten, denn diesem wird Alles ein neuer Anlaß sich in seiner Stimmung zu befestigen und zu steigern, und das Gefühl doppelter Genesung ließ mich an allen Ecken und Enden Vergnügungen finden, daß ich mir selbst bisweilen so komisch vorkam, wie der Berliner Poesamentier in der alten Posse: „Er amüßirt sich doch!“

Abends unter den Linden, unter lauter Fremden spazieren zu gehen, blieb mir lange Zeit ein Hauptgenuß. So wanderten wir denn auch einmal, als es schon ziemlich spät war, die Charlottenstraße hinab, und sahen vor Meinhard's Hotel viel Leute und eine Ehrenschildwache, eine Strecke weiter,

bei Kranzler großen Aufmarsch, Jungen, die sich balgten, Gensd'armen, welche Frieden stiften wollten, Menschenmassen, die immer auf's Neue hindrängten. „Was giebt's?“ fragte mein Gefährte. — „Es sind Russen angekommen, und die amüsiren sich damit, durch die Fenster Händevoll Geld auf die Straße zu werfen.“ — „Aber warum verbietet man das nicht?“ — „Es sind Herren aus dem Gefolge des Kaisers!“ antwortete man achselzuckend. „Der Kaiser ist mit dem Thronfolger und dem Herzog von Leuchtenberg Nachmittag unerwartet hier eingetroffen und von dem Stettiner Bahnhof mit zwanzig Droschken Gefolge in das Gesandtschafts-Hotel gefahren.“ — Das Hotel war denn auch durch alle Etagen glänzend beleuchtet, galonnirte Hofdiener liefen in den Straßen umher, die Hofequipagen rollten über das Pflaster, Generale in Galauniformen kamen von allen Ecken herbei, es war Alles in Bewegung und dazu der schönste Mondschein einer Septemernacht.

Am andern Morgen früh sieben Uhr weckte mich die Unruhe auf der Straße. Es war schon Alles auf, die Menschen wieder in fröhlicher Bewegung, Wagen und Reiter strömten dem Halle'schen Thore

zu, die Damen in bestem Puge, ein Wagen hielt auch vor unserer Thüre, Bekannte kamen mich zu holen, es gab eine große Parade, ich sollte sie mit ansehen kommen. Es waren, wie man sagte, zwölf tausend Mann beisammen, und mich dünkt, es war die erste Parade, welche man die neu uniformirten Truppen machen ließ. Der Herzog von Braunschweig, ein bayerischer Prinz waren anwesend, und nun war der Kaiser, den man nicht mehr erwartet hatte, noch dazu gekommen. Friedrich Wilhelm der Vierte führte ihm selbst die Truppen vor. Ein Zug kolossaler Armeegensd'armen ritt voraus. Etwa hundert Schritte hinter ihnen, und eben so weit von den nachfolgenden Truppen entfernt ritt der König einen weißgezäunten Rappen mit feuerfarbener goldgestickter Chabracke. Er und alle seine Brüder waren damals noch kräftige Männer, die Frauen des königlichen Hauses jung und schön, und unter der Reihe der Equipagen, in welchen die Damen des Hofes und die Frauen der Gesandten fuhren, war es eine, welche die Aufmerksamkeit vor allen andern fesselte, der Wagen der Henriette Sonntag, der schönen Gräfin Rossi, welche ich sieben Jahre später in der Londoner Gesellschaft und auf

der Londoner Bühne wieder sah, ehe sie in Brasilien ihr zu frühes Ende fand.

Was mich an jenem Morgen am meisten beschäftigte, war die ganz außerordentliche Schönheit des Kaiser Nikolaus. Seine Gestalt und sein Kopf hatten etwas, das unserer Zeit nicht anzugehören schien. Man dachte an die trojanischen Helden, an die Nordlandsrecken, an irgend ein mythisches Urbild männlicher Körperkraft, und ich habe weder vorher noch nachher einen Mann gesehen, der, wenn ein Zauberspruch ihn plötzlich in Stein verwandelt hätte, so vollkommen den Ansprüchen genügt haben würde, welche man an die klassische Schönheit und Ruhe einer Statue macht. Aber das Gesicht war auch wie Marmor kalt und hart, und außer dem Ausdruck des Stolzes und des starken Willens, wenig oder Nichts darin zu lesen. Der Herzog von Leuchtenberg, der Sohn Eugen's von Beauharnais, war ebenfalls groß und stark, und mit seinem schwarzen Haar und schwarzem starken Barte, bei entschieden französischer Physiognomie, auch eine bedeutende Erscheinung, aber neben dem Kaiser Nikolaus] schrumpfte Alles zusammen, und mitten aus dem Gewühle der Generale und Prinzen, mitten aus den Menschenmassen

hervor und Alles überragend, sah man immer den Kaiser in der weißen Uniform, das orange Band des schwarzen Adlerordens über der breiten Brust, und den goldenen Helm auf dem mächtigen Haupte.

Für mich lag der Reiz solcher Schauspiele allerdings weniger in ihnen selbst und in dem Glanze, der dabei entfaltet wurde, als in dem Gedanken an einem Orte zu leben, an dem sich immer Neues und Bedeutendes ereignete, und in welchem man im Vergleich zu meiner Vaterstadt also beständig die Empfindung hatte, sich mitten im Leben und mitten im Weltgetreibe zu befinden. Weit mehr noch als die einzelnen Gala- und Staatsaktionen interessirte mich das Leben des Volkes; denn die uns durch unsere ganze Erziehung eingesflößte Theilnahme für Alles, was die Thätigkeit des Gewerbes und die Verhältnisse der Gewerbtreibenden und der sogenannten arbeitenden Klassen anging, war durch die Richtung der damaligen Literatur noch erhöht worden. Wir befanden uns nämlich grade in den Tagen der „Mysterien“. Sue hatte die Mysterien von Paris geschrieben, Bettina in ihrem Königsbuche die Zustände in dem Berliner Voigtlande aufgedeckt, und man war solchergestalt eigens darauf

hingewiesen, hinter den Figuren, welche uns täglich begegneten, irgend welche Besonderheiten und Geheimnisse zu vermuthen, und sie sich darauf anzusehen. Der Schulmeister, die Chouette, die Rigollette spukten in allen Köpfen, und ich finde denn auch in den Briefen, welche ich in jener Zeit an meinen Vater schrieb, vielfache Notizen und Erzählungen über Personen und Begegnungen, welche mir innerhalb der gedachten Gebiete vorgekommen waren. Eine kleine Unterredung mit einer Bettlerin scheint mir so charakteristisch für die Bettler-Industrie der großen Städte, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hierher zu setzen.

Schon bei meinem frühern Verweilen in Berlin hatten mich die blinden Musikmacher in den Straßen interessirt, einmal weil bei uns in Königsberg diese Art des Bettelns noch gar nicht vorkam, und zweitens weil ich, an Berechnen solcher Dinge gewöhnt, mir nicht recht vorzustellen vermochte, wie der blinde Musikant und sein Führer zusammen von den Almosen leben konnten, die nicht eben oft und reichlich gegeben zu werden schienen.

Nun befand ich mich eines Mittags bei einer Freundin, als es plötzlich an ihrer Thüre klingelte.

Man öffnete, und eine starke Stimme rief die Worte: die blinde Harfenfrau! in das Entree hinein. Meine Freundin erhob sich und ging hinaus, es stand eine noch ganz kräftige Frau im Corridor, die Hausherrin reichte derselben das Almosen, welches sie ihr allmonatlich zu geben pflegte, und fragte dabei, ob sie nun schon Etwas spielen könne?

Ich sah mir die Bettlerin an, ihre Augenlider waren krank, aber sie sah offenbar vollkommen gut, und war überhaupt in einem Zustande, der sie anscheinend zu jeder Arbeit befähigte, so daß ich ganz verwundert fragte, ob sie denn die blinde Frau sei, und weshalb sie die Harfe spielen lerne?

Mein Erstaunen brachte sie aber keineswegs aus ihrer Fassung. Sie zuckte mit den Schultern, und antwortete mit einer völligen Unbefangtheit: „Sehen Sie, Fräuleinchen! das ist, wie es so kommt! Ich habe an die zehn Jahre eine blinde Frau geführt, die die Harfe spielte, und die ist mir voriges Frühjahr gestorben. Nun bin ich auch schon zwei undfünfzig Jahre und schlimme Augen habe ich auch. Ich bin einmal nach der Charité gegangen und wollte mich kuriren lassen, da haben sie aber gesagt, für meine Augen wäre Nichts. Da dachte ich, was

sollst du machen? Aus der Arbeit war ich 'raus; meine Tochter dient bei einem Federviehhändler, die kann mir auch noch Nichts abgeben, denn sie hat selber noch nicht viel; ich entschloß mich also kurzum und lernte die Harfe.“ — „Aber wo bekamen Sie die Harfe her?“ fragte ich. — „Die hab' ich mir gekauft.“ — „Was kostet die Harfe?“ — „Zehn Thaler! ich zahle monatlich einen Thaler ab.“ — „Können Sie Noten lesen?“ — „Nein! ich lerne bei Nifferten spielen, der lehrt es mich so in die Finger, der lehrt's Allen so in die Finger!“ — „Was müssen Sie dafür bezahlen?“ — „Fünf Silbergroschen für die Stunde.“ — „Wie viel Stücke können Sie?“ — „Biere, aber erst Eins ganz fertig. Wenn nun aber die langen Abende kommen, und man nicht mehr Lust hat, so lange auf der Straße zu bleiben, weil's Geschäft auch Abends nicht so geht, dann will ich's bis auf zehne bringen.“ — „Macht's Ihnen denn Vergnügen zu spielen, daß Sie so viel Stücke lernen wollen?“ — „Das Eine, was ich kann, recht sehr! aber die Andern die müßten Sie Nifferten spielen hören, das ist wie in's Opernhaus!“ — Sie hatte wirklich eine Art von Enthusiasmus für die Kunstleistungen ihres

Lehrers, und als ich, darüber lachend, wissen wollte, ob er viel Schüler habe, antwortete sie, als ob die bloße Frage sie beleidige: „Schüler? Der? Das reißt gar nicht ab, von früh bis spät.“ — „Warum lassen Sie sich denn aber führen? Sie können ja ganz gut sehen, und sind ja stark genug, die Harfe zu tragen?“ forschte ich weiter. — „Gott ja! tragen könnte ich sie schon, aber es sieht beweglicher aus, wenn mich Einer führt“, bedeutete sie mich, „und es bringt sich denn auch ein.“ — „Was geben Sie der Frau, die Sie führt?“ — „Fünf Groschen den Tag, denn das bekam ich auch!“ — „Und wie viel nehmen Sie ein?“ — „Wenn's Wetter schlecht ist, und sie gehen mit Regenschirmen, daß Keiner was aus der Tasche nehmen will, wird's manchmal nicht mehr als zehn Silbergroschen, ist's aber schön, und ich spiele im Thiergarten, dann sind's auch fünfzehn, auch zwanzig Groschen, und stoße ich just auf viele Fremde, dann auch fünfundzwanzig und darüber!“

Mich unterhielt der Hinblick auf diese Industrie, und auf den Uberschlag ihrer Kosten und ihres Ertrags, welcher uns mit voller Freiheit und mit dem Gefühl ehrlicher Berechtigung, in allen ihren Einzelheiten ohne alle Verlegenheit mitgetheilt wurde.

denn die Frau hatte ein Gefühl von Anständigkeit, wie Jemand, der das Gewerbe fortsetzt, welches er bei seinem Vorgänger erlernt hat. Ich habe bei ähnlichen Fragen und ähnlichen Mittheilungen in jenen Tagen müßigen Abwartens und Zusehens gar viele ähnliche Details aus dem Leben der uns umgebenden Menschen, theils durch absichtliche Fragen, theils ganz zufällig erfahren, die mir später gut zu Statten gekommen sind, und mich bei meinen Arbeiten vor manchen Mißgriffen bewahrt haben, weil sie mich die Erfahrung machen ließen, wie verschieden die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande je nach dem verschiedenen Bildungsgrade der Menschen sind, und wie falsch man zeichnet, wenn man die Empfindungen des einen Standes ohne Modificationen auf einen andern überträgt.

Ich schlenderte damals im Leben, wie ein spazierengehender Botaniker umher, der sich ohne bestimmte Absicht auf seinen Weg gemacht hat, und es dann doch nicht lassen kann, beobachtend umher zu blicken, und aufzusammeln, was sich ihm auf seiner Wanderung Anziehendes für seine Herbarien darbietet. In diesem geistigen Herumschlendern gingen der Spätsommer und der Anfang des Herbstes

mir vorüber. Im Oktober konnte ich meinen zweiten Roman, die „Jenny“ meinem Vater in die Heimath senden. Ich hatte viel Durchlebtes in denselben hineingelegt, so weit es das Verhältniß Jenny's zum Christenthum betraf, ich hatte nach meinem besten Vermögen in dem Roman die Sache des Volksstammes vertreten, dem ich angehörte, und einzelne Züge aus dem Charakter meines theuren Vaters in die Figur des alten Meier übertragen.* Nun stand noch Heinrich Simon's schönes Motto auf dem Titelblatte, und ich hatte die feste Zuversicht, daß mein Vater Freude an der Dichtung haben würde, auf deren Erfolg in der Deffentlichkeit ich aus vielen Gründen höchlich gespannt war.

Gleich nach Empfang des Romanes schrieb mein Vater mir: „Meine liebe Fanny! den herzlichsten, innigsten Dank meine liebe Tochter, für das mir gesendete Exemplar der Jenny. Ich werde solche jetzt gedruckt mit Bedacht und Freude lesen. Möge Deine Jenny Dir so viel Freude bringen, als Du gute Tochter! von jeher bemüht warst mir Freude zu machen, seitdem Du im Stande warst Recht von Unrecht zu unterscheiden. Der liebe Gott erhalte Dich und lasse es Dir immer wohlgehen; vor Allem

aber sieh Du selbst auf Deine Gesundheit. — Wie aber steht es mit der Anonymität? Ich bin sehr dafür, daß sie wo möglich erhalten werde. Schreibe mir aber, was Du darüber denkst und was Du thust, damit wir gleichmäßig verfahren. Uebrigens hast Du den Brief ja frankirt geschickt. Bist Du schon so reich mein Kind? — In Liebe Dein Vater.“

Es war das der Ton voll weicher Bärtlichkeit, mit der er regelmäßig zu mir sprach, wenn er meiner neuen Laufbahn und meines Strebens mich vorwärts zu bringen gedachte, und ich hatte meinen schönsten Lohn dahin, wenn mein Vater Freude an mir und meinen Arbeiten bezeugte. Denn wie sehr mein Sinn auch auf Unabhängigkeit und auf das Leben in der Welt gestellt war, so hing ich doch noch so fest mit dem Vater und dem Vaterhause zusammen, daß Alles, was ich erreichte, mir seinen wahren Werth erst durch den Gedanken an die Wirkung empfing, welche es auf meinen Vater machen würde: alles Gute, das wir genießen, wird uns ja erst zum Glück, durch seine Resonanz in einem von uns geliebten Herzen.

Der Hausordnung nach, hatten sämtliche außer-

halb des Hauses lebende Kinder, und im Jahre dreiundvierzig waren von uns acht Geschwistern nur noch vier Töchter bei meinem Vater, die Pflicht, spätestens alle vierzehn Tage ausführliche Nachricht von sich zu geben, so daß der Vater eine förmliche Chronik über unsere Tage besaß, die sehr unumwunden und ehrlich ausfiel, da wir ihm von ganzem Herzen vertrauen und seiner Rücksicht sicher sein durften, selbst wo wir nach seiner Meinung nicht das Rechte thaten. Er war weise genug, uns Raum für unsere Irrthümer zu gönnen, und es ruhig mit anzuhören, wenn unser Urtheil über Dinge und Menschen lange Zeit hindurch ein schwankendes blieb, wenn wir heute in den Himmel erhoben, was wir morgen als etwas Gewöhnliches und nach einiger Zeit vielleicht kaum noch als ein Gutes gelten ließen. Alles, was er diesen wechselnden Ansichten gegenüber zu thun pflegte, war, uns gelegentlich mit unsern eigenen Worten daran zu erinnern, um uns auf die Unzulänglichkeit unserer ersten Eindrücke aufmerksam zu machen, und uns Vorsicht und Maß gegenüber den neuen Bekanntschaften und Geduld und Rücksicht für ererbte Verbindungen anzuempfehlen.

Mein Umgangskreis hatte sich nun schon seitdem Jahre neununddreißig weiter ausgebreitet. Ich hatte namentlich im Bloch'schen Hause eine Reihe anziehender Bekanntschaften gemacht, war durch Frau Bloch in verschiedene Beamtenfamilien eingeführt worden, indeß es war in denselben wie in allen andern Gesellschaften, und eigentlich noch schlimmer. Man kam zusammen, um einen Toiletten- und Tafelluxus aufzuweisen, den man bei den meist sehr beschränkten Vermögensverhältnissen der preussischen Bürokratie weit vernünftiger vermieden hätte, und von jener Berliner Gesellschaft, welche ähnlich der französischen des vorigen Jahrhunderts, die Menschen zu erfreulicher und fördernder Unterhaltung zwanglos zusammen führen sollte, fand sich im Leben kaum noch eine Spur, ja eigentlich nur noch die Tradition.

Man nannte die Namen der Personen, um welche sich jene aus den verschiedensten Ständen zusammengesetzte Gesellschaft versammelt hatte, Namen von hochgeborenen Frauen, von Schauspielerinnen, von Südinnen, aber sie waren dahin, und nur aus der Zahl der Lektoren lebten noch zwei hervorragende

Persönlichkeiten, die Hofrätthin Henriette Herz und Frau Sara Levy.

Ich trug ein Verlangen, diese Damen kennen zu lernen, aber mir fehlte der Muth, die theilnehmende und verehrende Empfindung, welche ich für sie hegte, als ein Unrecht an sie zu betrachten, und so war ich schon lange in Berlin gewesen, ehe ich einer jungen Frau, welche von der Hofrätthin Herz sehr hoch gehalten wurde, einmal den Wunsch aussprach, der Lektorn zugeführt zu werden.

Die Hofrätthin Herz war die Tochter eines jüdischen Arztes, eines Doktor Lemos, und siebenzehnhundert vierundsechszig in Berlin geboren. Fast noch ein Kind, kaum fünfzehnjährig, hatte man sie einem bedeutend ältern Manne, dem Doktor Markus Herz, verheirathet, der ein berühmter Arzt, und als solcher eben so, als um seines Geistes und seiner hervorragenden Bildung willen, weithin geachtet und gesucht war. Als Gattin dieses Mannes, von dessen Originalität und von dessen oft sehr drastischen Auren ich in meiner väterlichen Familie noch manche auf eigenes Erinnern gegründete Erzählungen vernommen, hatte sie in Berlin ein großes Haus gemacht, bis ihr Gemahl zu Anfang des Jahrhunderts

gestorben war. Ihre Vermögenslage war bei seinem Tode keine glänzende, indeß war dieselbe damals doch noch ausreichend, ihr eine heißersehnte mehrjährige Reise nach Italien zu gestatten, und als sich nach ihrer Heimkehr aus dem Süden ihre Glücksumstände noch ungünstiger gestalteten, hatte die edle Frau es trefflich verstanden, sich mit würdiger Entfagung in die ihr auferlegten Beschränkungen zu finden, und nach wie vor voll Theilnahme an dem Allgemeinen wie an dem Persönlichen, voll Hülfsbereitschaft für Jeden, dem sie Etwas leisten konnte, der geistige Mittelpunkt eines großen und bedeutenden Menschenkreises zu bleiben.

Es war schon ziemlich spät am Tage und dämmerig, als ich zum erstenmale bei ihr eintrat. Die Hofrätthin, welche ich immer als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit bezeichnen hören, war damals schon in der Mitte der Siebenziger, und saß, eben von einem Krankheitsanfälle genesen, mit einem weißen Oberrock und einer weißen, etwas großen Haube angethan, in einem alten niedrigen Lehnstuhl, nahe an dem Fenster.

Sie empfing mich sehr verbindlich, obschon ich damals keinen äußern Anspruch irgend einer Art

vor ihr geltend zu machen hatte, wiederholte mir das Freundliche, was die Dame, welche mich ihr vorstellte, ihr über mich gesagt, und that eine Reihe jener Fragen an mich, welche wohlwollende, lebenssichre Menschen dem Neuling in der Gesellschaft als die Brücke unterbreiten, auf welcher er über die ersten Minuten hinwegkommen kann.

Ich hatte dabei Gelegenheit sie zu betrachten, und so alt und verfallen ihre Züge waren, die vollendete Regelmäßigkeit ihres Kopfes zu bemerken. Die große freie Stirne, die vorspringende Braue und der edle Schnitt der Nase waren noch unverkennbar, obschon der Mund tief eingesunken war und das Kinn dadurch hervortrat, auch die Augen sahen noch klug und freundlich in die Welt, und vor Allem war die Stimme noch sehr angenehm, die ganze Art und Weise ihres Behabens wohlthuend.

Da man ihr gesagt hatte, daß ich eine Königsbergerin sei, sprach sie davon, daß sie früher viel liebe Freunde in Ostpreußen gehabt, und in Tagen, welche vor meiner Geburt gelegen, dort mit vielen Personen in nahen Beziehungen gestanden habe. Sie fragte mich nach Einem und dem Andern unter

den noch Lebenden, erhob sich dann plötzlich mit der Langsamkeit, welche ihr körperlicher Zustand ihr auferlegte, aus ihrem Lehnstuhl, und ich wurde dabei von ihrer Größe überrascht, die trotz ihrer Gebeugtheit durch die Jahre, mir, nachdem ich sie zuerst sitzend erblickt, fast unnatürlich erschien. Schon ihre Erzählungen von Zeiten, die für mich einer sehr fernen Vergangenheit angehörten, und von denen sie mit einem Ausdruck naher Gegenwartigkeit sprach, hatten für mich etwas Mythisches gehabt, nun die große, magere Gestalt, in dem weißen Gewande im Dämmerlichte vor meinen Augen langsam hoch und immer höher emporstieg, hatte die Erscheinung gradezu etwas Gespenstisches, und ich hätte mich kaum gewundert, wenn sie sich allmählich in Nebel gehüllt und aufgelöst, und sich so meinen Blicken entzogen hätte. Es war ein Eindruck, der mir für immer unvergeßlich geblieben ist.

Später, als ich ihr näher bekannt wurde und sie öfter besuchen durfte, bemerkte ich, daß ihr Oberkörper im Verhältniß zu ihrer Gestalt eigentlich klein war, so daß sie sitzend nur die gewöhnliche Frauengröße zu haben schien, während sie in der Zeit ihrer vollen Kraft über die Höhe unseres Ge-

schlechtes hervorgeragt haben und eine wahrhaft majestätische Frau gewesen sein soll.

Sie wohnte, als ich sie kennen lernte, in der Markgrafenstraße in dem ersten Stockwerk eines alten und ziemlich verfallenen Hauses. Ueber eine finstre Treppe und einen eben so finstern Flur trat man durch eine kleine kaum meublirt zu nennende einfenstrige Stube in das zweifenstrige Wohnzimmer ein, das mit der höchsten Einfachheit eingerichtet war. Keines von den modernen Möbeln, die wir jetzt beinahe zu den Unentbehrlichkeiten rechnen, keine Fauteuils, keine Causeusen, keine großen Spiegel, keine Nippesachen, waren darin zu sehen. Ein mattfarbiges Papier bedeckte die Wände, ein dunkler, grober Teppich den Fußboden. Es waren ein Sopha und Stühle da, auf denen man sitzen konnte, ein runder Tisch, um den man saß, es hing auch ein alter Spiegel über der Kommode, es fehlte eben kein Möbel von denen, welche dem nothwendigen Bedürfniß entsprachen, aber über dieses hinaus war Nichts vorhanden, und doch vermifste man Nichts, sondern man fühlte sich behaglich, sobald man eintrat, ja man kam sich altgewohnt in diesem Raume vor, weil man in demselben Nichts zu besehen und

zu betrachten, sich über gar Nichts zu verwundern hatte. Selbst die Büste ihres Freundes Schleiermacher, welche auf dem Sekretair stand, und die Portraits, welche hie und da an den Wänden hingen, fielen nicht als etwas Fremdes auf. Man hatte sie so oft gesehen, diese Bilder der beiden Humboldt's und ihrer großen Zeitgenossen; aber man blickte sie in den Zimmern dieser Frau doch noch mit andern Augen an als sonst, denn diese Frau hatte jene Männer in den Tagen ihrer Jugend gekannt, und ihr waren die Menschen Lebensgenossen und nahe Freunde gewesen, in welchen wir aus der Ferne die großen Männer unseres Volks verehrten.

Ich habe in spätern Zeiten, als die fortschreitende Kunstentwicklung und der noch schneller fortschreitende Luxus, die reiche Ausschmückung der Wohnungen zur allgemeinen Sitte werden ließen, oftmals daran gedacht, wie wenig die meisten Frauen ihren Vortheil verstehen, wie wenig Selbstkenntniß sie haben, und wie wenig sie darauf denken, sich und ihre Wohnung harmonisch gegen einander abzustimmen. Unbedeutende Menschen, unbedeutende Gespräche, oder Unterhaltungen um Glendigkeiten nehmen sich in prächtig aufgepußten Räumen erst

recht jämmerlich aus, und wie keine Frau eine auffallend prächtige Kleidung anlegen sollte, welche sie nicht zu tragen und sich dieselbe nicht so anzueignen weiß, daß ihre Kleider an ihr als ein Untergeordnetes, als ein Beiwerk erscheinen, so sollte man es noch weniger wagen, sich durch seine Umgebung in Schatten oder vielmehr in das rechte Licht setzen zu lassen; denn um sich unter bedeutender Pracht oder gar unter bedeutenden Kunstwerken schicklich zu behaupten, muß man nothwendig Etwas sein.

In dem Zimmer der Hofrätthin Herz befand sich, so viel ich mich erinnere, nur ein einziges Bild, das den Anspruch machen konnte, ein Kunstwerk zu heißen. Es war das ein Portrait der Hofrätthin selbst, welches sie als dreizehnjähriges Mädchen darstellte, und zwar wie die Sitte des achtzehnten Jahrhunderts es mit sich brachte, in einem antiken, irgend einer Göttin oder Muse entlehnten Costüm. Das Portrait war von der Malerin Therbusch, der Freundin Lessing's, gemalt, und so außerordentlich schön, daß man es nicht für wahr gehalten haben würde, wäre das Bild, welches der bekannte und verlässliche Portraitmaler Groß zu Anfang dieses Jahrhunderts von ihr gemacht, nicht noch viel voll-

deter in seiner regelmäßigen Schönheit und strahlender in dem Ausdruck von Verstand und Güte gewesen.

Ob schon nun Niemand besser als die Hofrätthin Herz in edle, kunstgeschmückte Räume hineingepaßt haben würde, so hob doch in ihrem Falle grade die schmucklose Einfachheit ihres Zimmers ihr eigenes Bild und die vornehme Würde ihrer Person, wie ein bescheidener Hintergrund, nur mächtiger hervor. Wenn man sie in der einfachsten Kleidung, von schlichtestem Hausrath umgeben, in ihrem engen Zimmer sah, und sich erinnerte, daß die Schönheit dieser Frau einen europäischen Ruf gehabt, daß seit sechszig Jahren kaum ein bedeutender Mann gelebt, den sie nicht gekannt, und der sie nicht verehrt, daß Mendelssohn und Mirabeau, daß Schiller und Göthe, Jean Paul, die Schlegel, Fichte, die Humboldts, Schleiermacher und Börne, daß die ersten Künstler und Künstlerinnen aller Länder, daß die Gebildeten unter den Fürsten und Herrschern unserer Zeit, der Schönheit und dem Geiste dieser Frau gehuldigt hatten! so gewann die eingehende Freundlichkeit, welche sie dem Geringsten angedeihen ließ, etwas Bezauberndes und Rührendes zugleich.

Selbst als ich sie schon länger kannte und die Gewohnheit das Ueberraschende des ersten Eindrucks ausgeglichen hatte, überkam mich in ihrer Nähe stets jene Empfindung nachdenkender Feier, von welcher man sich in den Ruinen großer Bauten aus vergangenen Zeiten ergriffen fühlt. Unwillkürlich sah man den Zug der Geister an sich vorüberziehen, welche sich dieser Frau einst mit Neigung und Antheil zugewendet, unwillkürlich meinte man auf dem Antlitz der Greisin den Widerschein vergangener Tage erblicken zu können. „Ich habe alle Menschen gekannt!“ sagte sie einmal scherzend, als ich mich wunderte, wie genau sie sich einer nicht eben bedeutenden Person aus meiner Vaterstadt erinnerte, und ich möchte ihrem Worte hinzu setzen: alle Welt hatte sie gekannt! Denn wie sie die Freundin unserer geistigen Heroen gewesen, so war sie für die nachfolgenden Geschlechter zu einem geistigen Wahrzeichen von Berlin geworden, und wer sie gesehen und gekannt hat, bewahrt noch heute ihr Andenken sicherlich mit Liebe.

Es war ein Vergnügen, sie sprechen, und ein Genuß, sie erzählen zu hören. Alle ihre anmuthigen und würdigen Eigenschaften kamen dabei gleichmäßig

zur Geltung. Sie suchte niemals die Aufmerksamkeit auf sich oder die Unterhaltung an sich zu ziehen, aber sie war mittheilsam und das Sprechen machte ihr Freude, wie die Uebung einer Kunst, in welcher sie Meister war. Alles was sie sagte, zeugte von einem wohlgeordneten Verstande, Nichts kam zur Unzeit, Nichts ungerregelt und wüß hingeworfen zum Vorschein, und doch machte nie Etwas den Eindruck der Berechnung oder der Abßictlichkeit; denn sie war so vollkommen harmonisch ausgebildet, daß sie sich nur natürlich gehen zu lassen brauchte, um eine edle und wohlthuende Wirkung auf jeden Menschen hervorzubringen, der Sinn für das Edle und Schöne hatte.

Wenn ich ihrer und des Menschenkreises denke, dessen Bilder sie gelegentlich vor unsern Augen aufrollte, so frage ich mich bisweilen, was jene Art der Geselligkeit, von welcher sie zu erzählen pflegte, und nach welcher wir uns sehnen, von unserer Gesellschaft unterscheidet, über die wir mehr oder weniger uns Alle beklagen, und die wir auf den veränderten Geist des Jahrhunderts zu schieben pflegen. Ich finde dann aber, daß dieser sogenannte veränderte Geist des Jahrhunderts ein eben so bequem

erfundenes Abstraktum ist, als der Geist der Weltgeschichte, der überall da in Scene gesetzt wird, wo die Menschen ihre Schuldigkeit nicht thun. Jeder Einzelne von uns hilft die Gesellschaft machen, jeder Einzelne von uns trägt also seinen Theil von Schuld an ihren Uebelständen, und wir gleichen in unsern Anforderungen an die Gesellschaft einem alten etwas einfältigen Urgroßonkel von mir, welcher mit Geringschätzung auf seine junge Nachkommenschaft zu sehen, und ihnen zuzurufen pflegte: „Zeigt mir unter den jetzigen jungen Leuten Einen, der so alt geworden ist als ich!“

Man stellt sich die Gesellschaft, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts von so wesentlichem Einfluß auf die Kulturgeschichte unseres Vaterlandes geworden ist, immer nur als einen Kreis von Heroen vor, und vergißt darüber, daß diese Heroen nicht wie die Minerva fix und fertig auf die Welt gekommen, sondern lange Zeit junge, werdende, irrende, strebende und sich entsaltende Menschen gewesen sind. Man hört die Namen Humboldt, Rahel Levin, Schleiermacher, Barnhagen und Schlegel, und denkt an das, was sie geworden, und vergißt, daß die Humboldts ihrer Zeit nur zwei

junge Edelleute, daß Rachel Levin ein lebhaftes Judenmädchen, Schleiermacher ein unbekannter Geistlicher, Barnhagen ein junger Praktikant der Medizin, die Schlegel ein paar ziemlich leichtsinnige junge Journalisten gewesen sind, und daß ähnliche Elemente sich noch unter uns finden, daß, wenn auch nicht immer Geister ersten Ranges, so doch mitunter manche große Bildung, manch große Begabung, manch lebhaftes Vorwärtzstreben unter der Jugend vorhanden sind, die uns umgiebt. Aber die Meisten unter uns wollen nicht säen, nicht pflügen, sondern nur ärndten, und zwar in einer Weise ärndten, welche oft weniger darauf berechnet ist, uns satt, als Dritten einen Eindruck zu machen.

Nicht der Geist ist es, der unsern Gesellschaften fehlt, sondern die Liebe und die wahre Theilnahme. Unsere Gesellschaft ist mehr oder weniger egoistisch geworden. Die Menschen wollen empfangen und nicht leisten, wollen sich unterhalten lassen und nicht unterhalten, wollen für den Aufwand an Geld und Zeit, den die Gesellschaft sie kostet, Etwas haben was Parade macht. Sie wollen Plüschmeubel und Bronzerahmen, die in Erstaunen setzen, Speisen und Getränke, die auf ihren hohen Preis schließen

lassen, berühmte Namen, die den Gästen imponiren, und wenn sie das einmal oder ein paarmal im Jahre zusammen gebracht haben, so fragen sie weiter nicht danach, ob ihre Gäste auf den Plüschsopha's Langeweile oder Vergnügen gehabt, ob jene Celebritäten noch Lust und Neigung für die Geselligkeiten fühlen, ob sie irgend Jemandem eine wohlwollende Unterhaltung vergönnt, ob die Gäste mehr davon gehabt, als die Ehre sie von ferne zu betrachten, und ob die Wirthin selbst mehr davon getragen, als die Befriedigung einer leeren Eitelkeit und das Bewußtsein, die Sache nun glücklich hinter sich zu haben. Die Menschen sind Sklaven der Autorität geworden, und haben es darüber verlernt, selbst zu denken, selbst zu suchen und das Geistige zu entdecken, wo es sich zu regen beginnt, ja es auch nur da zu erkennen, wo es sich bereits entfaltet hat. — „Gott!“ sagte mir einmal eine Dame, „daß der N. jetzt ein so berühmter Mann geworden ist! wie manchesmal hat der bei uns früher als Student in den Ecken des Salons herumgestanden, ohne daß man an ihn dachte, und jetzt kennt er uns nicht mehr!“ — „Ja!“ entgegnete ich, „er war zu achtzehn Jahren noch nicht sechsunddreißig, und hat es viel-

leicht zu sechsunddreißig Jahren noch lebhaft im Gedächtniß behalten, wie wenig man vor achtzehn Jahren an ihn dachte, als die Beachtung ihm noch eine Erquickung gewesen wäre.“

Jenen liebevollen Sinn aber, welcher jedes Streben ehrt, jeder Begabung entgegenkommt, hatte die Hofrätthin Herz sich noch in ihrem späten Alter erhalten, und er kam auch mir zu Gute. Formensicher, wie sie war, wußte sie mich den verschiedenen Personen, die ich bei ihr traf, in einer Weise vorzustellen, welche diese zu ähnlicher Rücksicht für mich aufforderte; und diese gleiche, fördernde Güte hatte ich auch in Frau Sara Levy angetroffen, welcher ich noch früher als der Hofrätthin Herz vorgestellt worden war, und welche die Eigenschaft, eines der Wahrzeichen Berlins zu sein, in gewissem Sinne eben so wie die Hofrätthin Herz für sich in Anspruch nehmen konnte. Sie war noch um ein Jahr älter als diese Letztere, und von Geburt Jüdin wie sie; aber während die Hofrätthin in der Mitte ihres Lebens zum Christenthum übergetreten, war Frau Levy dem mosaischen Glauben treu geblieben, und hatte sich eine Mission daraus gemacht, die Vertreterin desselben zu sein, wo man sich gegen ihn erhob, und dabei jeden Fort-

schritt zur geistigen Bildung bei seinen Bekennern in der liberalsten Weise zu unterstützen. Eben so reich als die Hofrätthin unbeeinträchtigt, eben so unschön, als diese schön gewesen, waren die Frauen von früher Jugend auf Freundinnen gewesen, und einander an Güte des Herzens und an Wohlthätigkeit völlig gleich; nur daß bei der Hofrätthin Herz Alles was sie that ein Gepräge hoher weiblicher Anmuth an sich trug, während in Frau Levy überall ein gewisses männliches Wesen unverkennbar war.

Sie war eine Tochter des zu Friedrich's des Großen Zeiten viel genannten und sehr reichen Kaufmann's Ifig, der seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung geben lassen, und dessen schöne Töchter, die Baroninnen von Arnstein und von Eskeles zur Zeit des Kongresses in Wien eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft gespielt hatten. Von den äußern Vorzügen dieser beiden Schwestern hatte aber, wie gesagt, Frau Levy gar Nichts an sich. Sie war nur mittler Größe und mager, trug sich aber trotz ihrer sechsundsiebenzig Jahre straff und aufrecht, und ging, obschon sie auffallend schielte und ihr Auge kurzsichtig war, mit einer für ihre Jahre doppelt ungewöhnlichen Energie und

Kraft umher. Ihre Stimme war sehr tief, ihre Redeweise kurz und gebieterisch, wenn sie sich nicht eben in eine längere Unterhaltung einließ und es klang daher oft komisch, wenn sie freundliche und zuvorkommende Dinge im Tone des Befehlens aussprach. Als ich sie einmal gegen einen jungen Bekannten mit warmer Verehrung rühmte, meinte er: „Ich weiß das Alles und verehere die Frau wie Sie es thun, mir ist sie aber zu kriegerisch!“

Der Ausdruck brachte uns damals Alle zum Lachen, und doch lag etwas Richtiges darin, nur nicht das völlig Richtige. Nicht kriegerisch war sie, aber eine tapfere Frau, und diese Tapferkeit hatte sich grade damals — wenn auch nach meinem Sinne nicht an der rechten Stelle, wieder einmal bewährt. Frau Levy besaß und bewohnte das große Gebäude, welches sich hinter dem Backhof, fast von der Spree bis zu dem jetzigen neuen Museum hinzieht, und das in diesem Augenblicke noch erhalten ist. Sie hatte das Haus seit ein paar Menschenaltern inne, hatte es, wie sie mir einmal sagte, bezogen, als es noch ringsum im Felde gelegen, und es war mit dem großen, wohlgehaltenen und liebevoll gepflegten, von den prächtigsten Bäumen beschatteten Garten,

ein doppelt schöner Besiz, da solche weite Räumlichkeiten und so große Gärten in der volkreichen Residenz allmählich zu den Seltenheiten zu gehören begannen. Als nun Friedrich Wilhelm der Vierte den Bau des neuen Museums unternahm, hatte man, um dasselbe in der beabsichtigten Weise auszuführen, nicht nur ein Stück des Levy'schen Gartens nöthig, sondern auch ein Flügel des Hauses, und zwar eben der, welchen die Eigenthümerin selbst bewohnte, hätte niedergerissen werden müssen, und man hatte ihr deßhalb die darauf hinzielenden Kaufanträge unter den günstigsten Bedingungen zugehen lassen. Indeß Frau Levy besaß nicht jenen Gemeinsinn, welcher sein eigenes Behagen um des allgemeinen Besten willen ohne Weiteres aufgibt, und während sie sich, wenn schon mit Ueberwindung, dazu entschloß ein Stück ihres Gartens abzutreten, so verweigerte sie es fest, ihre Wohnung aufzugeben. „Nach meinem Tode,“ sagte sie, „können sie das ganze Grundstück haben, und ich will Sorge dafür tragen, daß sie es billig bekommen; so lange ich aber lebe, bleibt mein Eigenthum mein, und da der König gern seinem Ahnen Friedrich dem Großen nachlebt, so will ich der Müller von Sanssouci sein,

der ihm Gelegenheit giebt, auf's Neue ein Eigenthum zu respektiren.“ — Die Baumeister reklamirten nach rechts und nach links, der König wollte den Bau in seinem Sinne gefördert wissen, achtete jedoch, selber originell und willkürlich, die fremde Willkür und Originalität, wenn es sich eben so fügte. Er fand sich also von dem starren Festhalten der Greisin belustigt, und endlich erhielt, wie man mir erzählte, Alexander von Humboldt das Amt, hier vermittelnd einzuschreiten. Aber er war selbst ein Greis, er wußte was die gewohnten Räume dem Alter sind, und es kam denn jenes Uebereinkommen zu Stande, in Folge dessen Frau Levy ihr Haus unangetastet bewahrte, und nur einen kleinen Theil ihres Gartens für den Bau abtrat, wodurch man sich denn genöthigt sah, den einen Flügel des Museums schief zu legen.

Wenn man nun auch dies Festhalten an dem Eignen, wo es ein für Jahrhunderte zu dauern bestimmtes Allgemeines galt, nicht billigte, so war es doch ein Vergnügen zu sehen, mit welcher Zufriedenheit die Greisin sich auf dem von ihr behaupteten Grund und Boden bewegte, wie es denn überhaupt sehr anziehend war, das große alte Haus mit seiner

ganzen Altherkömmllichkeit zu betrachten. Es war in jenem, sich breit ausstreckenden Style gebaut, der mehr und mehr zu verschwinden droht, je höher jetzt der Werth des Grundes und Bodens steigt. Zweistöckig, mit breiten, flachgelegten Treppen, mit räumigen Fluren, mit großen, hohen Zimmern, machte es einen sehr ansehnlichen Eindruck in dem weiten, gepflasterten und mit einer Mauer eingeschlossenen Hofe, welcher die vordere Seite des Hauses umgab, und dessen alte Bäume demselben aus mäztiger Ferne Schatten verliehen, während sich hinter dem Hause der große Garten ausdehnte. Alles in dem Hause war alt, Alles zeugte von langhergebrachtem und gediegenem Reichthum. Der Kutscher und der Diener und die Kammerjungfer waren alt, und gehörten mit ihrer Herrin und mit dem Hause durch Verjährung zusammen, die Livree war altmodig, die Pferde auch nicht jung, aber wohlgenährt. In den großen Sälen, die nur ein oder ein paarmal im Jahre geöffnet wurden, glaubte man sich um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt, in dem großen Gartensaal schien die Einrichtung aus noch früherer Zeit zu stammen, aber überall sah man, daß dieselbe einst den Anforderungen der Eleganz entsprochen

hatte, und wohlerhalten wie sie war, machte sie noch eine angemessene Wirkung.

Frau Levy bewohnte nicht das ganze Haus, in-
deß selbst die Personen, welchen sie die ihr über-
flüssigen Theile desselben vermiethet hatte, waren
alt und gehörten in den Bereich der Vergangenheit.
Die Staatsrätthin Uhden mit ihrem feinen geist-
vollen Gesicht und den schönen langen, grauen Locken,
das Fräulein Izig und Madame Ephraim, beide
Schwestern von Frau Levy, das Fräulein Boitus,
waren Alles alte Damen, und man ging in ihrer
Gesellschaft wie in den Alleen eines alten franzö-
sischen Parks umher; man erfreute sich ihrer und
wusste doch, daß ihre Zeit vorüber war.

Ungemein unterrichtet und voll von großen,
ernsten Interessen, hatte Frau Levy, ebenso wie die
Hofrätthin Herz, fast alle bedeutenden Menschen ihrer
Zeit gekannt, aber sie war über die Vergangenheit
weniger mittheilsam als Jene, und überhaupt, wie
es mir scheinen wollte, mehr auf das Abstrakte als
auf das Persönliche gestellt. Es geschah wohl ein-
mal, daß sie erzählte, wie Achim von Arnim und
Bettina Brentano sich bei ihr im Garten verlobt,
während der Friseur sie selbst frisirt, und wie Bet-

tina dann zu ihr in das Zimmer hinaufgekommen sei, und sich mit den Worten an den Friseur auf den Fenstertritt gelegt: „Hör' Er! bau Er der Madame Levy nur heute 'was Ordentliches auf, denn ich hab' unten eben mit dem Arnim Verspruch gehalten!“ Aber dergleichen Mittheilungen kamen verhältnißmäßig doch nur selten vor. Dafür aber stand sie noch lebhafter als die Hofrätthin in den Interessen der Gegenwart, und während die Erstere, theils aus christlich religiösen Empfindungen, die bei ihr entschieden vorherrschend geworden waren, theils aus Liebe für das Königshaus von Preußen, der beginnenden revolutionairen Bewegung der Geister nur mit einer Art von Scheu zu folgen vermochte, war der frische kräftige Geist von Madame Levy immer muthig angeregt, und völlig bei der Sache. Als ich ihr einmal von den Königsberger Zuständen erzählte, und dabei scherzend die Worte aus Scribe's „Caméraderie“ brauchte: „Wir Jungen sind alle à la tête de la jeune phalange!“ erwiderte sie lächelnd und den Kopf schüttelnd, mit ihrer tiefen Stimme: „Erlauben Sie! wir Alten sind das auch!“ In solchen Augenblicken war sie prächtig!

Ihre Zeit war sehr fest eingetheilt. Sie hatte

außer einer Dame, welche die Gesellschafterin ihrer blinden Schwester gewesen war, und welche sie bei sich behalten hatte, einen Vorleser in ihrem Hause, weil sie gern ernste Sachen las, und es nicht liebte, den Erklärer bei Denen zu machen, von welchen sie sich vorlesen ließ. Dafür waren einige Stunden täglich festgesetzt. Ein paar andere Stunden gehörten der Armenpflege, die sie im großartigsten und tüchtigsten Sinne betrieb. So erinnere ich mich, daß ich sie einmal in einem ganz entlegenen Stadttheil, in welchem ich für meinen Vater eine Commission auszurichten hatte, aus ihrem Wagen steigen und in ein neu gebautes Haus eintreten sah. Als ich sie später fragte, wie sie dahin gekommen sei, sagte sie einfach: „Ich habe dort einen armen Mann mit einem kleinen Geschäfte etablirt, und ihm von meinen Leuten die alten Regale, die ich ihm gekauft, neu anstreichen lassen. Da wollte ich sehen, ob das ordentlich gemacht sei.“

Um Mittag fuhr sie mehrere Stunden umher, machte Besuch bei ihren alten Freundinnen, sprach bei ihren Großnichten und Großneffen vor, denn sie hatte keine eigenen Kinder, und ging festen Schrittes und immer allein eine Stunde im Thiergarten spa-

zieren, den alten Ludwig, ihren Diener, hinter sich. Zweimal in der Woche hatte sie regelmäßig Besuch: am Donnerstag ein Diner, zu welchem zehn bis vierzehn Personen geladen waren, am Sonnabend Thee, zu dem sich die Bekannten ihres Hauses nach Belieben einstellten, und den sie bis auf ihre letzten Lebenstage selbst, und stehend und dabei conversirend, für ihre Gäste zu bereiten pflegte.

Das Originellste aber waren jene Mittagbrode, bei denen man sich, wenn man wie ich und andre von ihr eingeladene Personen, nur dreißig Jahre zählte, immer wie ein Kind erschien, denn die Mehrzahl der Gäste waren Greise. Ich vergesse den ersten Eindruck dieser Tischgesellschaft nicht. Frau Levy zählte damals siebenundsiebzig, die Hofrätthin Herz, ihr zur Seite, sechsundsiebzig Jahre, ein kleines Fräulein Chodoviecki, das immer einen uraltmödischen weißen Atlashut auf hatte und auf einem Stuhlkissen saß, mochte noch weit älter sein, der bekannte Criminaldirektor Hzig, ein Nefse von Frau Levy, die einst so schöne und jetzt noch als Greisin unter uns lebende Marianne Saaling, und eine alte Sängerin, die ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Mitglied der Singakademie gefeiert hatte, bildeten

den Stamm des Birkels. Es war mir mitunter, als fände ich mich an König Arthur's Tafelrunde versetzt, wenn ich diese alten, verwitterten Gesichter ansah, die alle in ihrem Verfall, schweigend von der Vergänglichkeit des Menschen predigten. Sie hatten einst Alle „à la tête de la jeune phalange“ an der Spitze der Bewegung gestanden. Diese hinfälligen Frauen waren es gewesen, deren Geist und Bildung die Schranken des Kastengeistes durchbrochen, die aus eigener Machtvollkommenheit in Berlin die Gewalt der Vorurtheile besiegte; diese Greisinnen und ihre Gesinnungsgenossen, diese Tüdinnen waren es gewesen, welche sich aus dem Pariathume ihres Volkes erhebend, die Bildung als den höchsten gültigen Adel zu vertreten, und so eine Befreiung und eine Cultur der Geister in ihrer Vaterstadt herbeizuführen gewußt hatten, welche der geringere Sinn ihrer Nachkommen nicht zu behaupten verstanden hat. Das war es, was mich zu diesen Frauen hinzog, was mich ihnen in liebender Verehrung nahen machte; das ist es, was die Nachwelt in ihnen zu verehren hat — und vielleicht war es die Einsicht, daß ich Verständniß für ihre Bedeutung hatte, daß ein Zug ihres selbständigen und das

wahrhaft Menschliche vollenden Geistes auch in mir lebendig war, was mir ihre Theilnahme und ihre Beachtung gewann.

Wie die Lebensläufe und Glücksgüter der Einzelnen auch verschieden gewesen, Eins besaßen sie Alle in gleichem Grade, so Männer als Frauen, jenes Wohlwollen und jene Duldsamkeit, welche das Kennzeichen vollendeter Bildung sind, jene höhere Menschenliebe, welche es erfahren hat, was man einander durch behutsame Rücksicht und eingehenden Antheil da zu leisten fähig ist, wo sonst keine Hülfe nöthig oder möglich ist. Sie waren menschliche Menschen, treue Freunde, freundliche Lebensgenossen, und bewegliche Geister und Gemüther. Darum fühlten selbst die Jüngsten sich wohl in ihrer Nähe, und es leben noch Viele neben mir, die sich erinnern werden, wie vor zwanzig Jahren die übermüthige Lust der Lebensfülle uns oftmals bei diesen Mittagbroden überkam, daß wir im Hinblick auf alle die Greise und Matronen unseres eigenen Lebens gar kein Ende absehen zu können meinten, und uns in Wigen und Scherzen ergingen über die vorsündfluthlichen Speisen und Gerichte, und über die bequeme Weise, in welcher die Dienerschaft ihr Amt

versah. Wir waren wie Knaben, welche die Pflaumen von den Bäumen eines Kirchhofs pflücken, und lachten wie Pensionaire am Anfang ihrer Ferien lachen, so lange sie glauben, daß diese niemals zu Ende gehen. Wir hatten es noch nicht erfahren, wie schnell die Tage enteilen, wenn man den Höhepunkt des Lebens überschritten hat; wir dachten nicht, daß zwanzig Jahre so rasch vorübergehen, und wie die Zeit bald kommt, in welcher wir selber zu den Repräsentanten der Vergangenheit gehören werden!

Siebentes Kapitel.

Ich war mit dem festen Vorsatz nach Berlin gekommen, meine schriftstellerische Anonimität aufrecht zu erhalten, und meines Vaters Wünsche hatten mich in dieser Absicht bestärkt; indeß mein Cousin August Lewald, der mir früher zu dem gleichen Verfahren gerathen, mochte durch die günstige Aufnahme, welche meine Romane gefunden, anderer Ansicht geworden sein, denn im Herbst, als ein paar Männer meiner Bekanntschaft von Baden-Baden zurückkehrten, wo sie bei einem längern Aufenthalte August Lewald kennen gelernt, brachten sie die Nachricht mit zurück, daß mein Vetter sich bei ihnen genau nach mir erkundigt, daß sie ihm mein Aeußeres und meine Art und Weise hätten schildern müssen, und daß er ihnen dafür erzählt, wie ich recht viel Talent für die Romandichtung besäße, und daß

mein zweiter Roman, welcher soeben die Presse verlassen, ihm noch besser als der erste gefallen habe.

Man ging mich nun mit Fragen an, ich sollte sagen, was ich geschrieben hätte, indeß ich lehnte die Sache scherzend ab, um meinem Versprechen treu zu bleiben, bis eines Tages Frau Bloch, welche mir ihre Güte nach wie vor erhalten, Zeuge einer solchen Unterhaltung wurde, und mir meine Diskretion als eine Thorheit vorstellte.

„Du hast mir einmal vertraut,“ sagte sie, „daß Du Dir das Geld zu Deinem Aufenthalte in Berlin selbst verdient hast, und ich habe das sehr respektabel gefunden und mir natürlich vorgestellt, daß Du es durch literarische Thätigkeit erworben hast. Da Du aber Gewicht darauf gelegt, mir das Nähere vorzuhalten, habe ich nicht in Dich dringen mögen, und weiß also bis jetzt nicht, was Du geschrieben hast. Indes da Du keines Falls Deine Arbeiten lediglich nur zu weltbeglückenden Zwecken unternommen, sondern um Dir mit ihnen nebenher einen Weg in's Leben zu bahnen und Dir eine Stellung zu machen, so ist es unvernünftig, Dir durch Deine Anonymität die Vortheile zu entziehen, deren Du theilhaft zu

werden wünschest. Wenn Du mir Dein Geheimniß vertrauen willst, will ich mich der Mühe unterziehen, es auszuplaudern, und das wird Dir sehr nützlich sein."

Frau Bloch konnte bei solchen halb scherzhaften halb ernstern Gesprächen so anmuthig sein, und ihre Gründe waren so unwiderleglich richtig, daß ich mich ihnen fügte, und ihr noch an demselben Tage die Romane brachte. Sie und ihr Gatte hatten Freude daran, und Freude auch an mir. „Sie werden zu Etwas kommen,“ sagte er mir, „denn Sie wissen was Sie wollen! Das wissen aber eigentlich nur Wenige. Die meisten Menschen wollen Allerlei, und möchten das Allerlei gelegentlich für sich bereitet finden, darum erreichen sie auch gewöhnlich nichts. Wer aber Eine Sache ordentlich will, und auch die Mittel will, welche zu seinem Ziele führen, der erreicht es!“

Mein Verhältniß zu den trefflichen Menschen wurde nun ein anderes, und ich hatte mich ihres Rathes, mich als den Verfasser der „Clementine“ und „Jenny“ zu nennen, nur zu erfreuen. Auch mein Vater sah bald das Zweckmäßige dieses Schrittes ein, nur meine noch im Vaterhause lebenden Schwe-

stern schrieben mir dagegen. Sie baten mich, aus Rücksicht auf sie, nicht als Schriftstellerin aufzutreten, sie beschworen mich, wenn es noch Zeit sei, die Anonymität zu bewahren, und folgten darin irgend einem mir unverständlichen dunkeln Drange, über dessen Beweggründe sie sich wahrscheinlich eben so im Unklaren befanden, als ihre Briefe mich darüber im Unklaren ließen. Sie waren zum Theil noch so jung, und Alle natürlich noch so unerfahren, daß ihr Meinen und Denken nicht eben von Gewicht war, wo es über ihr persönliches Wünschen und Wollen hinausging. Keine von ihnen hatte mir auch angegeben, was sie davon befürchtete, wenn man mich als den Verfasser der „*Clementine*“ und „*Jenny*“ kennen würde, aber sie waren einig darüber, daß es ihnen unangenehm sein müsse, wenn man in ihrer Gegenwart davon spräche, unangenehm, daß man mich nun in den Zeitungen nennen und beurtheilen würde, unangenehm auch, daß ich nun doch für Geld arbeite, und so gaben sie es mir denn ernstlich zu bedenken, daß ich doch unseres Vaters Tochter sei, und danach zu handeln habe.

Ich würde der thörichten Grille gar nicht erwähnen, welche den Schreiberinnen jener Briefe

jetzt gewiß selbst sehr komisch vorkommen mag, wäre sie nicht ein Beweis dafür, wie sich in enggeschlossenen Familienleben grade in den Köpfen des weiblichen Geschlechtes eine Menge von unbestimmten Empfindungen in unklare Gedanken, und endlich in eine Art von Familienhochmuth verwandeln, der sehr nachtheilig wirkt und von dem das Leben mit seinen schweren Erfahrungen kaum im Stande ist, die davon Befallenen zu heilen. Aus diesem Familienhochmuth entsteht dann jene Ansicht von der Solidarität der Familienmitglieder, welche für den Einzelnen im besondern Falle zu einem wahren Hemmschuh werden kann. Denn während wir im Allgemeinen nach Gleichberechtigung der Stände schreien, und vortrefflich von den Menschenrechten zu reden wissen, pflegen die meisten Familien in sich einen Kastengeist, der weniger den freien Ansichten des neunzehnten Jahrhunderts als den uralten Gesetzen der Hindus angemessen ist. Hatte ich es doch selbst als eine Demüthigung empfunden, das erste selbstverdiente Geld in die Hand nehmen zu müssen, und wenn ich nun auch über jenen braminenhaften Familiengeist schon lange hinausgekommen war, so verdarb er mir doch damals noch manche gute Stunde

— und aus Stunden setzt unser Leben sich zusammen!

In Berlin hob nun für mich eine neue und gute Zeit an. Ich war wie ein Schiff, das lange fertig auf dem Stapel gelegen, und das endlich flott gemacht, fröhlich und leicht in den hellen frischen Strom hinabschießt, dessen wellige Fluthen es heben und tragen, und ich konnte an mir selber die Erfahrung machen, welche einen Vorzug Diejenigen besitzen, die einen bekannten und anerkannten Namen mit sich auf die Welt bringen. Ein Name ist wie ein Piedestal. Er hebt den Menschen aus der Masse empor, er kennzeichnet ihn, und was sein Träger Gutes und Lobenswerthes leistet, wird schneller bemerkt, günstiger beobachtet und kommt ihm bald zu Nuzen, während man zu gleicher Zeit nachsichtiger für die Mängel, Schwächen und Fehler Derjenigen ist, welche in ihrem Namen und in ihren Leistungen ein Gegengewicht zu bieten haben. Darin liegt etwas Verführerisches, und es fing mir plötzlich einzuleuchten an, wie man sich im doppelten Sinne gegen diese Verlockung zu wehren habe.

Was ist denn jetzt anders an mir geworden? fragte ich mich oft mit einer heimlichen Gerings-

Schätzung gegen die Personen, die mir mit einemmale freundlicher zu begegnen anfangen, seit sie wußten, daß ich ein paar Romane geschrieben hatte. Ich war jetzt nur älter als vor drei Jahren, aber die jungen Männer, welche mich bei den Bällen sonst als altes Fräulein ruhig hatten sitzen lassen, suchten mich nun auf, und ich hatte unter den angenehmsten Tänzern zu wählen, sofern ich tanzen wollte. Ich sah noch immer nicht gesund aus, man hatte mich im Oktober noch sehr verblüht gefunden, im Januar fand man mich interessant. Ich war jetzt nicht geistreicher, nicht klüger, nicht unterrichteter als vorher, aber was ich sagte und that wurde mir mit einemmale auf das Allerbeste ausgedeutet, und Menschen, welche mich sonst so ruhig wie einen Gueridon in der Ecke hatten stehen lassen, suchten nun mir vorgestellt zu werden, und konnten ihres Interesses an mir kein Ende finden.

Ich würde unwahr sein, wenn ich sagte, daß mir dies nicht Vergnügen gemacht, und daß meine Eitelkeit darin nicht bisweilen eine Befriedigung gefunden hätte. Indesß starkes Selbstgefühl bewahrt vor jener Art von Eitelkeit, die sich auf die Dauer an kleinen Erfolgen zu erfreuen vermag, und so kam

es, daß die Aufmerksamkeit, welche man mir zuwendete, mich eigentlich abgeschlossener machte; als ich es vorher gewesen war; und weit entfernt, daß die plöglliche Zuborkommenheit der Leute mich für sie eingenommen hätte, gab sie mir, nach meinem damaligen Empfinden, nur einen Maßstab für die Unselbstständigkeit ihres Urtheils an die Hand.

Für meine alten Freunde und Gönnerinnen, für Herrn und Frau Bloch, für die Hofrätthin Herz; und für Frau Levy blieb ich die Alte, nur daß sie eine leichtere Handhabe gefunden hatten, mir mancherlei Annehmlichkeiten des geselligen Verkehrs zuzuwenden, und daß sie mich aufforderter und ermunterten, meine Romane als Einführung bei denjenigen Personen zu benutzen, welchen zu begegnen mir wünschenswerth, und die mir durch die Vermittlung meiner Bekannten nicht zugänglich waren.

Der erste von den Berliner Schriftstellern, den ich kennen gelernt, war Doktor Häring, Wilibald Alexis, gewesen. Er war ein Hausfreund der Bloch'schen Familie, hatte eine schöne und liebenswürdige Engländerin, Lätitia Percevall, geheirathet, deren junge und eben so schöne Schwester die Gesellschafterin von Frau Bloch war, und ich hatte ihn schon im

Winter von neununddreißig oft gesehen. Sein „Cabanis“, seine im Chronikensstyl gehaltenen märkischen Romane hatten mir ihrer Zeit viel Freude gemacht, und ich beschäftigte mich damals oft damit, mir innerhalb des jetzigen Berlin, jenes Berlin der Vorzeit wieder hervorzusuchen, dessen Grenze die Spree gewesen war. Gar oftmals bin ich durch die Straßen der Königsstadt und in Neu-Cölln einsam umhergegangen, um es mir vorzustellen, wie einst die lange Brücke sich auf Pfahlwerk weit über die überschwemmten Spreewiesen hingezogen, und wo einst das Kloster der grauen Brüder gestanden, wo die Waldemar's und wo der Roland von Berlin ihr Wesen getrieben und wie es an der Stechbahn damals ausgesehen. Denn wie mich einst die galante Reckenhaftigkeit der Fouque'schen Ritter entzückte, so hatte später die Udermärkische biderbe Unge-
schlachtheit einen gewissen Reiz für mich behalten, und wenn ich bei dem Lesen seiner Romane an Wilibald Alexis gedacht, hatte ich ihn mir freilich nicht als einen Roland von Berlin, aber doch mindestens unter dem Bilde eines deutschen weiland Turners und Burschenschafters vorgestellt, dessen mannhaftes Auftreten an seine Helden wenigstens

erinnern konnte. Ich war daher höchlich betroffen gewesen als ich den etwa vierzigjährigen Doktor Häring zuerst erblickt hatte. Seine mittelgroße und damals noch nicht starke Figur, sein freundliches, von dunkelm Haar und dunkelm Bart umgebenes Gesicht, seine schnellen und etwas unsichern Bewegungen, verbunden mit einer gewissen halb verlegenen, halb verbindlichen Sprechweise, standen in schroffem Gegensatz zu dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte, und die sanfte, einfache Weise, in welcher er sich in der Unterhaltung gab, die große Anspruchslosigkeit, mit der er auftrat, ließen vollends zu keinem Vergleiche zwischen ihm und seinen Helden Raum. Ebenso wenig aber konnte man sich es erklären, wie dieser durchaus mild gesinnte Mann zu der Vorliebe gekommen war, mit der er sich bei der Herausgabe seines Neuen Pitaval in Mord- und Criminalgeschichten versenkte, und wer ihn vollends in seiner anmuthigen, edeln und dabei bescheidenen Häuslichkeit, an der Seite seiner liebenswürdigen Frau gesehen hatte, mußte sich doppelt verwundern, wie grade er auf das Redenhafte und auf das Schreckliche eine solche Vorliebe verwenden konnte. Man wurde unwillkürlich zu dem

Gedanken verleitet, daß auch im Menschen ein Element sei, aus welchem heraus die Gegensätze sich suchen, wie dies in der Natur bei den Farben geschieht; denn herzfreundlicher, verträglicher und friedlicher konnte man nicht sein, als der Verfasser des „Roland von Berlin“, des „falschen Waldemar“, des „Urban Grandier“ und der „Hosen des Herrn von Bredow“, sich darstellte, und nur den „Cabanis“ hätte man ihm nach seiner Art sich zu geben, schon als einem Abkömmlinge der französischen Colonie, zutrauen mögen.

Auch Doktor Häring rieth mir, nun das Geheimniß meiner Autorschaft am Ende war, das „Handwerk zu begrüßen“ und so schrieb ich denn eines Tages an Bettina von Arnim und an Frau Baalzw, schickte Jeder ein Exemplar der „Jenny“, und bat um die Erlaubniß, ihnen meinen Besuch machen zu dürfen. Bettina antwortete mir gar nicht, und kam erst vier Jahre später einmal ganz unerwartet zu mir, Frau Baalzw aber schrieb mir noch an demselben Tage, daß ich sie an jedem Morgen zwischen zwölf und zwei Uhr zu Hause finden würde, und am zehnten Januar des Jahres vierundvierzig — ich finde dies Datum in dem Briefe

an meinen Vater, in welchem ich ihm von diesem Besuch erzählte — ging ich um Mittag nach der Kantians Straße, in welcher Frau Paalzow zusammen mit ihrem Bruder, dem Maler Wäch, das zweite Stockwerk des Hauses Nummer fünf bewohnte.

Das Haus war neu und schön, und der erste Anblick ihrer Wohnung überraschte mich außerordentlich. Durch einen Salon, der am obern Ende, wo das eine Sopha stand, eine tiefe Nische hatte, und der im edelsten Style mit Oelgemälden, Kupferstichen, Statuen und mit Blumen geschmückt war, welche letztere überall angebracht waren, wo es sich schicken thun ließ, trat ich in das mit schweren Portièren verhängte Arbeitskabinet. Es lag in einem thurmartigen Anbau des Hauses, war rund und hoch, und bot aus den Fenstern eine schöne Aussicht auf die Spree und auf die am Wasser gelegenen Partien des königlichen Gartens von Monbijou. Die Wände waren mit Holz getäfelte, eine Bibliothek in schönen Borden nahm einen Theil derselben ein. An einer Wand zog sich auf einer Estrade eine Art von Divan hin, mitten in der Stube, an einem Tische saßen Frau Paalzow und zwei andre Damen, die erstere mit dem Ausbessern

von Handschuhen, die beiden Andern mit Stickereien beschäftigt.

Ich erkannte Frau Paalzow augenblicklich, denn das Portratt von ihr, das vielfach im Handel verbreitet, und nach dem Original von Hopfgarten gestochen war, welches letztere ihre Pfllegetochter mir nach dem Tode der Frau Paalzow schenkte und das sich noch in meinem Besiß befindet, ist im edelsten Sinne getroffen. Sie war ziemlich groß und wohlgewachsen, hatte sehr schöne dunkle Augen, und damals noch ein starkes schwarzes Haar und schöne Hände. Einfach in schwarze Seide gekleidet, mit einem weißen Spigenkragen und einer Haube mit weiß und lila Bändern, hatte sie, obschon sie trotz ihrer Kränklichkeit sehr wohl erhalten war, ein matronenhaftes Ansehen, und paßte vollkommen in die stylisirte Einrichtung ihres Zimmers hinein. Ihr gegenüber lag, in einem Schaukelstuhle, die damals noch sehr hübsche Tochter ihres Freundes des Geheimerath Koppe, und nähte mit den feinen Fingern Ranten an ein weißes Tuch, während das helle warme Sonnenlicht durch die bis zur Decke emporgehenden Fenster spielend auf ihren ganz entblößten Hals und Nacken und auf die langen, schwarzen Locken

schien, die ihr bis tief auf die Schultern niederfielen. Ein älteres Fräulein Koppe saß zwischen den beiden genannten Damen. Es war ein hübsches Bild, und eine Gruppe, wie Frau Paalzow sie zu schildern liebte.

Sie kam mir freundlich und mit guten Worten bis an die Thüre entgegen, als sie mich in das Kabinet eintreten sah. „Es ist das Schöne an unserm Streben,“ sagte sie, „daß es uns ein Anrecht an einander giebt, und uns mit Gleichdenkenden und überhaupt mit Mitstrebenden verbindet, und so seien Sie mir denn auch recht von Herzen willkommen! Aber“, fügte sie nach einer ganzen kurzen Pause hinzu, „ich gestehe Ihnen ehrlich, Sie setzen mich in Verwundrung. Nach Ihren Romanen, die ich schon gelesen hatte, ehe Sie sie mir gestern schickten, hatte ich Sie mir als eine mir gleichaltrige Frau gedacht, und ich finde jetzt, daß Sie viel jünger sind als ich.“

Ich gestand ihr, daß ich diesen Irrthum dem Billette angemerkt, mit welchem sie mich zu sich eingeladen; wir verkehrten dann bald in ungezwungener Unterhaltung mit einander, sie lobte meine Arbeiten, meinte, auch ihr wären die Verhältnisse

der Juden näher gerückt, als es sonst bei Deutschen und Christen der Fall sei, denn ihre Schwester sei mit dem Bankier Friebe verheirathet, und nun sie neulich die „Jenny“ gelesen, begreife sie nicht, daß sich nicht schon früher dichterische Talente dieses Motivs bemächtigt, und die Emancipation der Juden zum Thema ihrer Arbeiten gemacht hätten. Es sei ihnen wohl aber nicht so klar gewesen als mir. — „O!“ antwortete ich, „klar waren diese Uebelstände wohl so Manchem, denn sie lagen offen und auf der Hand. Habe ich ein Verdienst, so ist es nur der Muth, dasjenige offen auszusprechen, was alle Andern eben so gut wußten, aber aus Muthlosigkeit verschwiegen.“

„Mir,“ versetzte sie darauf, „kommt es recht beneidenswerth vor, daß Sie so jung, so lebensfrisch zu schreiben angefangen, und daß Sie den Muth haben, Ihre Stoffe aus dem vollen Leben herauszuholen, daß Sie in den Zeitinteressen sich bewegen können. Ich muß mir meine Stoffe mühsam aus der Vergangenheit zusammensuchen. Die Gegenwart mit ihrem Meinungsstreite verwirrt und ängstigt mich. Ich kann mich nur in der Vergangenheit mit einiger Sicherheit zurecht finden, und manch-

mal wollte ich, ich wäre ein paar Menschenalter früher geboren, als noch mehr Harmonie in dem Gefühl der Menschen war.“ — Auf meine Bemerkung, daß ich mich grade in der entgegengesetzten Lage befände, und so sehr ein Kind meiner Zeit sei, daß ich nur der Curiosität halber es einmal versuchen könnte, mich mit meinen Dichtungen in eine ferne Vergangenheit zu versetzen, rief sie mit einer gewissen Lebhaftigkeit: „Thun Sie das nie, liebes Fräulein! Man muß Nichts der Art versuchen. Der Vater dieser Damen, mein Freund Koppe, dem ich meine Arbeiten zu zeigen gewohnt war, hat mir oft gesagt: machen Sie dies oder das — oder machen Sie es so und so. Die Vorschläge und der Rath waren immer vortrefflich, ich sah ihre Richtigkeit auch sehr gut ein; nur wenn ich es ausführen wollte, wurde es unter meinen Händen etwas ganz Anderes und manchmal wirklich Unsinn. Ich kann Nichts anders machen, als es mir grade wird. Ich denke auch, diese Gabe ist eine Begabung, eine Gnade, und man muß auf sie, wie auf eine innere Stimme achten und horchen. Man sagt mir, denn ich selbst lese nicht gern, was man über mich im Guten oder im Bösen schreibt, man sagt mir, daß die

Kritiker mir Breite, Unbestimmtheit, Weichlichkeit vorwerfen, das muß ich mir gefallen lassen, denn anders machen, als es mir wird — sie kam immer auf diese Wendung zurück, — kann ich es nicht. Und gehen auch Sie nie von demjenigen ab, was Sie aus sich selber haben.“

Das Gespräch wendete sich dann auf die treffliche, nun auch schon verstorbene Stadträtthin Friedmann in Königsberg, die ihre Stiefnichte war und zu meinen Bekannten gehörte, und auf eine andere ebenfalls in Königsberg lebende Dame, deren Erziehung Frau Paalzow geleitet hatte. Es waren damit etwa drei Viertelstunden hingegangen, und ich stand auf, mich zu empfehlen. Sie bot mir, wie bei dem Willkommen herzlich die Hände, begleitete mich bis in ihr Entree hinaus, versprach, mich bald aufzusuchen, und bat dabei, es mit ihr nicht genau zu nehmen, da sie so sehr viel älter und so sehr fränklich sei; und ich schied von ihr mit einem durchaus günstigen Eindrucke, der sich in spätern Jahren nicht nur befestigt, sondern gesteigert hat.

Ich habe nie zu den Bewundern der Paalzow'schen Komame gehört, deren Eigenschaften und Unzulänglichkeiten so vielfach besprochen sind, daß es

überflüssig wäre, sie hier erörtern zu wollen, wo ich mit herzlichster Neigung der Verfasserin gedenke, deren ganzes Wesen ein edles und würdiges, und vor Allem ein durchaus duldsames war. Verschieden in unserm Lebenswege, verschieden in unsern ererbten Traditionen wie in unsern Ansichten und Meinungen, erinnere ich mich nie, irgend in einen Streit mit ihr gekommen zu sein, obschon sie mich namentlich in spätern Jahren, als der Meinungskampf in das Leben hinausgetreten war, oftmals dazu brachte, ihr Alles ganz klar und unumwunden auszusprechen, was ich auf dem Herzen hatte. Es war ihr daran gelegen zu erfahren, was um sie her geschah, und sie hätte es verstehen mögen, was die Geister der liberalen Partei bewegte, indeß ihr fehlte in gewissem Sinne die Möglichkeit dazu.

Ihre Bildung war eine unvollständige, ihre Kenntnisse ohne rechten Zusammenhang, und es fiel mir Anfangs störend auf, daß sie das Deutsche nicht ganz richtig sprach, so daß ihre Arbeiten, wie ich glaube, in diesem Punkte einer Nachhülfe nöthig gehabt haben müssen; aber sie sprach sehr gut, erzählte mit Laune, und obgleich ihre Redeweise langsam war, hatten Ton und Stimme eine angenehme

Wärme. Da sie die Tochter einer Beamtenfamilie und, wie sie mir einmal erzählte, von einer sehr religiösen Mutter erzogen war, hatte sie die Anhänglichkeit und Liebe für die königliche Familie von Preußen und einen religiösen Sinn als Erbtheil aus dem Vaterhause in das Leben mitgenommen, und die Begeisterung der Befreiungskriege, welche sie in ihrer Jugend mit durchlebt, hatten ihrem Geist und ihrem Gemüth die deutsch-romantische Färbung eingeprägt, die in der damaligen Jugend allgemein herrschend gewesen war. Ihre Ehe mit einem preußischen Offizier, ihr enges geschwisterliches Verhältniß zu ihrem Bruder, dem Maler Bach, und endlich ihre Bekanntschaft mit einigen Personen der königlichen Familie, namentlich mit der Prinzess Marianne von Preußen, hatten sie dem bürgerlichen Leben nur noch mehr entrückt, so daß man sie für eine Dame von Adel hielt, und daß sie noch heute in den Bibliographischen Notizen als Frau von Paalzow aufgeführt ist, während ihr Gatte und dessen ganze Familie den bürgerlichen Mittelständen angehörten.

Von diesem Gatten hatte sie sich früh getrennt, weil ihre Charaktere unvereinbar gewesen waren,

und die sonst in den meisten sittlichen Fragen vorurtheilsfreie Frau konnte sich diese Scheidung von ihrem Manne nicht verzeihen, während sie in andern Fällen ähnliche Schritte vollkommen begriff und rechtfertigte. Man hat ihr diese Unzufriedenheit mit sich selbst als eine Folge religiöser Bedenken über die Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit der Ehescheidung ausgelegt. Ich glaube aber, daß man in dieser Annahme geirrt hat, und daß es vielleicht der Glaube war, nicht Alles, was in ihren Kräften stand, zur Erhaltung ihres ehelichen Friedens gethan zu haben, was sie beunruhigte. Sie sprach mit mir nur einmal, und zwar kurz ehe ich nach Italien ging, über die Ehescheidung, weil ich die Berechtigung derselben zum Stoff eines Romanes gemacht hatte, und sie verschwieg mir nicht, daß sie mit diesem Conflict nicht fertig geworden sei. Aber sie bezeichnete das als eine Unzulänglichkeit in ihrer Natur, als eine Gemüthschwäche, welche ihre Verstandeseinsicht nicht zu besiegen die Kraft besessen hätte.

Was sie mir vor Allem werth machte, war aber ihre schon erwähnte Duldsamkeit gegen Andersdenkende, und ihr Bestreben sich in das ihr Fremde hinein zu finden. Ich sah sie nicht eben oft, versäumte sie bisweilen lange

und sie beschämte mich dann wirklich durch die Nachricht, mit welcher sie mir entgegenkam. So geschah es denn einmal, daß Doktor Heinrich Bernhard Oppenheim, der damals noch Privatdocent in Heidelberg war, und meinen Roman „Jenny“ gelesen hatte, mir seine Sympathie für denselben ausdrücken wollte, ohne zu wissen, wo er mich finden könne. In der Voraussetzung, daß zwei Schriftstellerinnen, welche an demselben Orte leben, einander kennen und häufig sehen müßten, adressirte er seinen Brief an Frau Paalzow, die ihn mir dann mit folgenden Zeilen übermachte:

„Gestern erhielt ich diesen Brief, und obwohl er auf einen Irrthum beruht, knüpfe ich doch die Hoffnung daran, daß Sie, liebes Fräulein, noch hier anwesend sind. Möchten Sie sich doch alsdann geneigter fühlen, mit einer alten gebrechlichen Frau — nämlich mit mir, nicht zu streng zu sein, und gern einmal wieder in mein Thürmchen eintreten, wo Ihr Besuch immer so willkommen war, und Ihr frischer lebendiger Geist mir so viel Antheil und Vergnügen einflößte.

Noch erzähle ich Ihnen, daß Sophie F. mit einem Lieutenant G. verlobt ist.

Adio und ich hoffe auf Wiedersehen.

Den 8. Februar 1845.

Jeanette Paalzow geb. Bach."

Von da ab, bis zu meiner Reise nach Italien, und namentlich nach meiner Heimkehr von derselben, ging ich nun häufiger zu ihr, und grade in der Epoche der beginnenden politischen Aufregung, grade zur Zeit des vereinigten Landtages war es rührend und zugleich ein schönes Beispiel, wie ernstlich sie sich bemühte, die Beweggründe einer Partei kennen zu lernen, deren Bestrebungen ihr als ein Auslehnen gegen König und Staat erschienen. Umgeben von Freunden und von einer Gesellschaft, welche sich von der neuen Zeit und von ihren Ideen feindlich und mit Haß abwendeten, war sie weit entfernt sich auf das bloße Glauben an das Hergebrachte und Bestehende zu stützen. Sie hing an dem König und an der Königin mit einer persönlichen Liebe, war auf das Tiefste davon betrübt, die Absichten des Königs, welche sie sehr hoch hielt, wie sie es nannte, verkannt zu sehen, aber sie hatte doch so viel von jener menschlichen Unparteilichkeit in sich, ohne die ein Dichter nicht schaffen kann, daß es sie drängte die Männer kennen zu lernen, welche die ihr ent-

gegenstehenden Ansichten vertraten, und soweit sie es vermochte, verstehen zu lernen, um was es sich handelte. Sie ging mich zu verschiedenen Malen ernstlich darum an, daß ich ihr Heinrich Simon, Adolf Stahr, Johann Jacoby zuführen sollte, ich suchte diese auch zu einem Besuche bei Frau Paalzow zu überreden, aber sie waren Alle, Jeder auf seine Weise hingenommen, die Begegnung kam nicht zu Stande, und so mußte sie sich denn mit demjenigen begnügen, was ich ihr zu bieten vermochte. Ich habe indeß dies Streben nach Aufklärung immer als einen schönen Zug an der edlen Frau geschätzt, denn sie hatte dabei alle Wahrscheinlichkeit in ihren eigenen Empfindungen verletzt zu werden. Wem aber so viel an der Wahrheit gelegen ist, daß er dies nicht scheut, der hat eine große Seite in seiner Natur und ist kein gewöhnlicher Charakter.

Achtes Kapitel.

Fast jeder Tag jenes Winters brachte mir neue Anregungen, neue Eindrücke, neues Vergnügen, und ich hatte volle Zeit mich diesem zu überlassen, da ich noch immer nicht arbeiten konnte und sollte. Meine Freiheit, meine selbstständige Stellung gewährten mir täglich neue Befriedigung, und ich sagte mir oft das Wort Göthe's vor: „was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“, um mir es auf meine Weise zu deuten; denn ich hatte jetzt viel mehr, als ich für mich zu erreichen jemals erwartet.

Dazu war Berlin damals sehr unterhaltend an und für sich. Friedrich Wilhelms des Vierten Vorliebe für die Kunst, wie seine Neigung für eine geistreiche Geselligkeit zogen viel Fremde nach Berlin, und man sah ihn und die Königin in jener Zeit vielfach in der Deffentlichkeit erscheinen. Er fehlte selten in den Vorlesungen, welche im Winter von

den Berliner Gelehrten am Sonnabend Nachmittag in der Singakademie gehalten wurden; er kam viel in die Symphoniekonzerte, und was auch unternommen wurde, überall hörte man von ihm sprechen, weil seine Lebhaftigkeit überall persönlich theilnahm und überall eingriff, wo er theilnahm. Es war nicht immer das Zweckmäßigste was geschah, es wurde auch manches Wunderliche zu Tage gefördert und Unzufriedenheit genug erregt, aber man hatte immer Etwas zu sprechen und der Geist in der Gesellschaft wurde dadurch in einer unruhigen Lebendigkeit, ja in Aufregung erhalten.

Heute sprach man von der Stiftung des mährischen Schwänenordens, morgen sah man, wie der König sich in seiner Loge in der Akademie vor Lachen schüttelte, als Herr Alfred Reumont in einer Vorlesung über italienische Literatur die Wendung brauchte: „sie schrieben begeisterte Freiheitslieder unter Aufsicht der Polizei!“ An einem andern Tage erfuhr man, daß Felix Mendelssohn, welcher bei großen Anlässen den Domchor dirigirte, vom Könige die Anweisung erhalten hatte, zu Ostern für den Domchor einen Psalm mit Begleitung von Harfen und Posaunen zu componiren, weil die Bibel be-

richte, daß König David seine Psalmen so begleitet habe, worüber noch speciell bei den Rabbinen Rath geholt werden sollte, und daneben war von der Inszenirung des Tief'schen „Blaubart“ die Rede, während man täglich das Erscheinen des neuen Judengesetzes und des neuen Ehescheidungsgesetzes erwartete, und fortdauernd von den Aenderungen die Rede war, welche durch des Königs vermeintliche Vorliebe für die Anglikanische Kirche, in dem protestantischen Gottesdienst eingeführt werden sollten.

Man hatte eine unbestimmte Ahnung davon, daß die Zustände nicht bleiben würden, wie sie waren, daß „Etwas geschehen“ würde, und weil man zwischen ungewissen Befürchtungen und Erwartungen schwankte, da man sich bei dem beweglichen Geiste und dem daneben beharrlichen Sinn des Königs, des Unberechenbarsten versehen konnte, so schien man die Muße des Augenblickes noch genießen, die guten alten Traditionen der Berliner Gesellschaft schienen für den Augenblick wieder ausleben zu wollen. Sie war noch nicht durch das Bierhausleben der Männer überflüssig geworden.

Es gab noch immer einzelne Frauen, in deren Zimmern sich eine aus allen Ständen gemischte Ge-

sellschaft zusammenfand, und unter diesen Letztern nahm die älteste Schwester von Felix Mendelssohn, die an den Maler Wilhelm Hensel verheirathete Fanny Mendelssohn die erste Stelle ein. Sie war klein, und die seelenvollen mächtigen Augen ausgenommen, eigentlich unschön, aber sie hatte einen scharfen Verstand, war sehr unterrichtet, sehr selbstbestimmt und als Musikerin ihrem Bruder ebenbürtig. Auch ihre jüngere Schwester, Rebekka, die Frau des berühmten Mathematikers Lejeune Dirichlet und der jüngste Bruder, der Bankier Paul Mendelssohn waren äußerst musikalisch, und die Matineen, welche Frau Hensel in den stillen, weiten Sälen ihrer Gartenwohnung veranstaltete, waren außerordentlich interessant. Sie bewohnte den Gartenflügel ihres elterlichen Hauses, desselben, in welchem sich jetzt die erste Kammer befindet, und aus den bis zum Boden hinabreichenden Fenstern dieses Hinterhauses, das nur aus einem Rez de Chaussée bestand, aus ihren kunstgeschmückten Räumen, sah man hinaus auf die alten Bäume eines großen Gartens, während man die vortrefflichsten musikalischen Aufführungen zu genießen hatte, in denen Künstler und ausgezeichnete Dilettanten zusammen wirkten.

In einer solchen Matinee war es, daß ich Felix Mendelssohn zum ersten Male sah und hörte. Es befanden sich unter den Zuhörern noch Henrik Steffens, Friedrich von Raumer, die Künstler Wach und Tief, eine Fürstin von Dessau, die Fürsten Radzivil mit ihren Familien, der englische Gesandte Graf Westmoreland, zwei von Bettina's Töchtern, eine Tochter des Prinzen Karl von Preußen mit ihrer Erzieherin, Schönlein, und noch eine Menge von Personen, deren Namen Bedeutung hatten, oder diese später bekamen, wie der Name des Musikers Joseph Joachim, welcher damals noch ein Knabe war und, von Felix Mendelssohn begleitet, sehr brillante Variationen von David vortrug.

Während man schon musicirte richteten sich plötzlich alle Blicke nach der Thüre und ein freudiges Lächeln zog durch alle Mienen, als ein noch junger Mann in der Thüre des Saales erschien. Es war eine schlanke bewegliche Gestalt. Sie trat geräuschlos ein, den Kopf hoch gehoben, mit leuchtenden Augen, die etwas ungemein Ueberraschendes, ja etwas Ueberwältigendes hatten. Es war Franz Liszt.

Ich hatte ihn schon in Königsberg im Hause einer mir befreundeten Dame, der Stadträthin Fried-

mann gesehen, und still dabei gestanden, als eine einfältige Frau, die sich für geistreich hielt, es für angemessen fand, ihn über George Sand und dessen Art und Weise auszufragen. „Trägt Georg Sand Männerkleider?“ — „So sagt man!“ — „Sie kennen George Sand genau?“ — „D ja! seit langen Jahren!“ — „Raucht George Sand?“ — „Ja! sie raucht!“ antwortete der Gequälte, welcher sich seinem Plagegeist, der eine in Königsberg angesehene und Ton angegebende Dame war, nicht wohl entziehen konnte, mit verzweifelter Geduld. — „Ist George Sand schön?“ — „Sie sieht sehr gut aus.“ — „Wie alt ist sie? ist sie jung?“ — „Man ist immer jung, Madame! so lange man zu gefallen weiß!“ entgegnete er, verneigte sich gegen die nicht mehr junge Frau, und rettete sich vor ihrer langweiligen Indiscrezion, indem er ihr, großmüthig wie seine Natur es ist, für eine Qual, welche sie ihm bereitet, ein Compliment hintwarf, das sie nicht versäumte, auf sich zu beziehen, und sich dessen lange nachher zu rühmen.

Selbst gesprochen hatte ich ihn nie, und spielen hatte ich ihn auch nicht hören, denn die Concertbilletten waren für uns nicht erschwingbar gewesen,

und ich hatte auch eigentlich mehr Interesse für Liszt als Menschen, denn für den Musiker gehabt. Es mußte eine mächtige Seele, ein starkes Streben nach Wahrheit in dem Manne sein, den seine Sehnsucht nach einem Idealen aus pietistischer Schwärmerei in die Verbrüderung der Saint Simonisten geführt, von denen er sich dann auch später wieder getrennt. Und so hatte ich denn an dem Morgen der Matinee mein volles Genügen daran, ihn aus der Ferne anzusehen, und den ganzen wunderbaren Kopf in seinen Einzelheiten zu betrachten, von dessen stolzer Stirn das Haar, wie die Locke des Jupiter Otrikoli emporsteigt. Ich wünschte es mir damals sehr, Liszt kennen zu lernen, und dachte nicht daran, daß dies einst geschehen, daß ich in ihm den Freund meines Mannes und auch meinen Freund zu lieben und zu schätzen haben würde.

Man begann an jenem Morgen die Musik mit einem Quartett von Weber, das Frau Hensel spielte, und welches die Gebrüder Gans und Felix Mendelssohn begleiteten, dann trugen Frau Hensel und der Bruder Variationen à quatre mains von dem Leßtern vor; Pauline von Schägel, damals schon die Frau des Hofbuchdrucker Decker, sang eine Arie

mit Chor aus der Schöpfung, und später mit einem ausgezeichneten Sänger, mich dünkt er hieß Bär, einige große Scenen aus dem Tempel und der Jüdin, Felix Mendelssohn begleitete den Gesang auf dem Flügel, und endlich spielte Mendelssohn mit dem jungen Joachim noch die vorhin erwähnten Variationen.

Es war anziehend ihn zu beobachten, wenn er musizierte. Er war nur klein und sein feines, etwas bleiches Gesicht, trug den Typus seines Volkes, ja es erinnerte für mich entschieden an Moses Mendelssohn. Man würde überall, wo man ihm begegnet wäre, seinen Kopf anziehend gefunden haben, aber sobald er spielte, gewannen seine Züge, ich möchte fast sagen andere Dimensionen und eine viel höhere Bedeutung. Stand er vollends als Dirigent vor dem Orchester, wie ich das in den Symphoniekonzerten sah und hörte, als er einmal seine Ouvertüre zum Sommernachtstraum, und ein andermal, als er seine Ouvertüre zu den Hebriden auführte, so wurde er ein anderer Mensch. Es schien als steige er empor auf der Fülle der Töne, welche unter seiner Leitung erklangen, der Töne welche er erschaffen hatte, und die ihn nun mit ihren vollen

Bogen umrauschten. Er wuchs mit ihnen an Kraft, sein Haupt hob sich stolz, sein Auge strahlte mit einem Herrscherglanze, sein Gesicht drückte eine ernste, stolze Freude aus, und man war dann ganz verwundert, wenn er nach dem letzten Taktschlag seinen Herrscherstab zur Seite legte, von seinem Schemel herabstieg, mit den andern Leuten auf gleichem Boden einherging, und wieder das sanftbewegte, feine und geistvolle Gesicht zum Vorschein kam, das man vor der Aufführung an ihm wahrgenommen hatte.

Ich war von den beiden Schwestern des Componisten sehr freundlich begrüßt worden, als wir uns zum erstenmale in einer Gesellschaft bei Fräulein Solmar getroffen. Sie waren auch Jüdinnen, wenn schon an Christen verheirathet, und hatten jene entschiedene Vorliebe für ihre Abstammung bewahrt, welche bei den Juden stets ein Zeichen vollendeter Bildung und charaktvoller Selbstständigkeit ist. Der halbgebildete in sich unfreie Jude hat zu allen Zeiten, früher sowohl wie noch heute, das Vorurtheil, welches die Unkultur der Nichtjuden gegen sein Volk gerichtet, als eine Demüthigung empfunden, der er sich durch Verbergen seiner Abstammung oder doch dadurch zu entziehen sucht, daß

er ihrer nicht eben erwähnt, daß er sie vergessen machen möchte, und sich auf jede Weise Denjenigen anzuschließen trachtet, welche ihn zu vermeiden wünschen. Das war und ist aber ein ehrloses Verhalten, und da das Schlechte in der Regel auch etwas Dummes ist, so war und ist dies Verläugnen der eigenen Wesenheit auch nebenher eine Dummheit. Der vorurtheilsvolle Einzelne und die vorurtheilsvolle Masse vergessen und vergeben es dem Juden in Deutschland und in England noch heute nicht, daß er ein Jude ist, und sie haben ein Recht ihn zu mißachten, so lange er nicht das Selbstgefühl hat, sich ihnen gegenüber in seiner Eigenthümlichkeit als gleichberechtigt zu behaupten, so lange er selbst sich in gewissem Sinne seiner Abkunft schämt. Was wir selbst an uns nicht schätzen, hat sicher kein Anderer zu respektiren nöthig. Damit die rechte Selbstachtung aber möglich wird, ist viel mehr und ganz andres nöthig, als Equipagen, Mittagsbrode und prachtvoll tapezierte Wohnungen, als die Sammetpelze, Brillanten und noblen Cavalierpassionen, mit welchen unsere reich gewordenen Juden ihre Gegner von ihrer Gleichberechtigung zu überzeugen meinen. Es ist dazu jene Bildung nöthig, wie sie die Juden

sich zu den Zeiten Lessings, nach dem Beispiel von Moses Mendelssohn zu eigen machten, jene Bildung, die gleichen Schritt hielt mit den Besten ihrer Zeit, und die es neben dem Wissenswerthen, das sie erstrebte und sich aneignete, nicht vergaß, daß Bildung des Charakters das Höchste ist.

In einer unterdrückten und auch jetzt noch im Geiste des deutschen Volkes keinesweges emancipirten Nationalität, erringt Jeder die Stellung, welche er durch seine Bildung für sich selbst erwirbt, zugleich für die Gesamtheit. Was Moses Mendelssohn, seine Kinder und Enkel, was die Hofrätthin Herz, was Rahel und ihre Freunde, Frau Levy und ihre Schwestern, was David Veit, David Friedländer und Männer und Frauen dieses Schlages zu ihrer Zeit an Bildung, an Charakter besaßen und für sich geltend machten, das ist der Grundstock des Kapitals, von welchem heute noch die geselligen Verhältnisse der Juden die Zinsen beziehen, und es ist an der Zeit und dringend nöthig, daß sie dies Kapital an geistigem Gehalt in sich vermehren. Denn so ehrenvolle Ausnahmen es giebt, so ist ein großer Theil von ihnen doch sehr äußerlich geworden; und die fast zur Sitte und zur Mode gestempelten Heirathen

der reichen jüdischen Banquierstöchter mit armen Edel-leuten sind gewiß nicht das rechte Mittel, die gesellschaftliche Gleichberechtigung und die Achtung vor der Bildung und vor dem Charakter der Juden herzustellen. Im Gegentheil!

Es war eine sehr gesunde Seite an Felix Mendelssohn und an seinen beiden Schwestern, daß sie Vorliebe für den Volksstamm hatten, dem sie angehörten, und ich erinnere mich mit Vergnügen daran, wie werth sie die Traditionen hielten, welche mit der Vergangenheit ihrer Familie in Verbindung standen. Bald nachdem ich Frau Dirichlet hatte kennen lernen, fiel es mir z. B. eines Tages auf, daß in dem Eßzimmer ihrer geschmackvollen Wohnung, auf einem großen Schranke eine Reihe äußerst häßlicher Affen aus Porzellan aufgestellt waren, welche bei der ganzen Einrichtung der Zimmer doppelt als eine Abgeschmacktheit erschienen. Ich konnte mich daher der Frage nicht enthalten, was sie bewogen habe, diese garstigen Figuren als Zierrath zu benutzen. „O!“ entgegnete sie, „Zierrath ist das nicht, es sind Erbstücke und historische Dokumente. Zu der Zeit, in welcher mein Großvater Moses Mendelssohn sich hier in Berlin niederließ, mußte

jeder Jude, welcher sich verheirathete, je nach seinen Vermögensverhältnissen eine bestimmte Menge Porzellan aus der königlichen Porzellanfabrik entnehmen, welche Friedrich der Große auf jede Weise zu heben wünschte. Aber nicht genug, daß dies schon an und für sich unter Verhältnissen eine harte Zumuthung sein konnte, hatten die Juden auch nicht einmal das Recht der Wahl bei ihren Käufen, sondern mußten nehmen, was ihnen von der Direktion der Fabrik überwiesen wurde. Auf diese Art erhielten denn die Großeltern eine ganze Menagerie von Affen, welche ihre Kinder später zum Andenken theilten, und die wir nun von unsern Eltern überkommen haben, und als Erinnerungszeichen an die alte gute Zeit bewahren.“

Während ich so die Vorzüge eines Gesellschaftslebens genoß, das mir neu war, trat plötzlich eine Aufforderung zur Arbeit an mich heran, die ich mir am wenigsten vermuthet hatte, und die in gewisser Weise, wenn auch nur indirekt mit der Neigung des Königs zusammenhing, das Heft alles Geschehenden selbst in Händen zu behalten.

In Berlin erschien nämlich seit langen Jahren ein genealogischer Kalender, welchen früher die königliche

Kalenderkommission herausgegeben hatte. Diese hatte damit schlechte Geschäfte gemacht, und das Verlagsrecht deshalb im Jahre dreiundvierzig an die Reimarus'sche Buchhandlung verkauft, wobei der König sich jedoch die Bestimmung der Stahlstiche vorbehalten, und verlangt haben sollte, daß der Inhalt des Kalenders ein rein historischer sei. Das Erstere hatte natürlich gar keine Schwierigkeiten gehabt, gegen das Letztere hatte der Buchhändler jedoch die Einwendung gemacht, daß ohne eine belletristische Arbeit der Kalender für das große Publikum nicht anziehend sei, und der König hatte sich denn dahin entschieden, daß der Verleger sich an Tief wenden und diesen um eine Novelle angehen solle. Herr Reimarus hatte der Anordnung Folge geleistet, indes Tief hatte sich außer Stande erklärt, bei seiner schwankenden Gesundheit irgend eine feste Zusage zu machen; und da Herr Reimarus angewiesen worden, Tief die Wahl des Autors anheim zu geben, falls er selbst keine Arbeit liefern könne, so hatte Tief ihm den Rath gegeben, mich zu einer Arbeit für den Kalender aufzufordern.

Doktor Morig Weit, der mir im Namen von Herrn Reimarus die erste Mittheilung davon machte,

und der ehemalige Redakteur der Staatszeitung Herr Lehmann, der sich dabei befand, redeten mir zu, die Arbeit zu übernehmen, und nach einem mehrtägigen Zögern, Bedenken und Verhandeln, sagte ich es zu, indeß mir und dem guten, nun schon lange verstorbenen Reimarus war Beiden nicht ganz wohl dabei zu Muth.

Mir war es neu, eine Arbeit machen zu sollen, an die ich nicht vorher aus freiem Antriebe gedacht, und Herrn Reimarus war ich so zu sagen unheimlich. Ich hatte meinen Sinn auf die Gestaltung meines dritten Romanes gerichtet, zu welchem mir die Anregung schon vor Jahren durch die Halle'schen Jahrbücher gekommen war. Ich hatte dort in einem Artikel über das in Preußen beabsichtigte Ehescheidungsgesetz den Ausspruch gefunden: „Es giebt Fälle, in welchen die Trennung einer Ehe eine hohe sittliche That sein kann!“ — Diese Ansicht hatte mich, weil sie mir zur Zeit als ich den Ausspruch las, noch befremdlich gewesen war, vielfach beschäftigt, und ich hatte mir, ohne den Gedanken an eine bestimmte Composition, Fälle auszumalen versucht, in welchen er zutreffend sein konnte. In diesem Nachsinnen hatte ich mir die verschiedenen Charaktere

vorge stellt, welche überhaupt darauf angelegt sein konnten, Ehen einzugehen, die später ihren Bedürfnissen und Erwartungen nicht entsprächen, und mir deutlich zu machen versucht, welche Saiten des menschlichen Empfindens in einem ehelichen Zwispalt zum Erklingen kämen, wenn dieser bis zu dem Verlangen nach einer Scheidung gediehen sei. Es war mir darüber ein Kreis von Gestalten und eine Reihe von Verhältnissen und Verwicklungen zwischen diesen Gestalten, in der Seele lebendig geworden, die ich mehr und mehr ausbilden mußte, und die ich bald festzuhalten wünschte. Die Figur eines dichterisch begabten Edelmannes, eines adeligen Schriftstellers, der als Student sich in ein schönes Bürgermädchen verliebt und dies, trotz der Ungleichheit — nicht ihres Standes — sondern ihrer Bildung zu heirathen versprochen, und zu beiderseitigem Nachtheil auch geheirathet hatte, das war die ursprüngliche Person gewesen, an welcher ich meine Probleme ermessen, und sie war, wie alle Figuren dieser Dichtung, die später unter dem Titel: „Eine Lebensfrage“ erschienen ist, ein reines Gebilde der Phantasie, ja sie hatten, mit Ausnahme einer einzigen Figur, mit Ausnahme des Präsidenten, keine Züge

von lebenden Originalen entlehnt, wie dies sonst beim Schaffen willkürlich und unwillkürlich wohl geschieht.

Ich hatte aber eine Zärtlichkeit für den neuen Helden meiner Phantasie gefaßt; Alfred von Reichenbach war mir in das Herz gewachsen, ich liebte es, mich mit ihm zu beschäftigen, und unterhielt mich daneben heiter damit, bei der Charakterentwicklung des Präsidenten einzelne kleine Züge unseres Freundes Crelinger anzubringen, welche er theils mit andern geistreichen und durch die Erfahrung gebildeten Lebemännern gemeinsam hatte, und wieder andre, deren er sich gegen mich angeschuldigt oder gelegentlich gerühmt hatte. Zum Scherz und zum Neckten aufgelegt, hatte ich große Freude daran, mir die heitre Ueberraschung des mir so werthen Freundes vorzustellen, wenn er den Roman einmal zu lesen bekommen würde; und diese mir zu täglichen Gefährten gewordenen Geschöpfe meiner Phantasie, den liebenswürdigen Alfred, den sarkastischen Präsidenten, den sanften, sentimentalischen Theophil und die schöne Sophie Harcourt, Alle auf einmal nun in meinen Schreibtisch zu verpacken, aus so guter Gesellschaft in eine leere, kalte Stube zu gehen und

abzuwarten, wer etwa kommen und sich melden wolle, war mir eigentlich verdrießlich.

Auf der andern Seite hatte ich nicht viel Geld, aber viel Lust noch in Berlin zu bleiben, man bot mir ein gutes Honorar, man hielt mir vor, daß ein Kalender weit verbreitet werde, daß er also ein großes Publikum und eine große Wirksamkeit habe, und so sagte ich mir denn eines Tages frisch weg: „Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, so kommandirt die Poesie!“ — und versprach Herr Reimarus kontraktlich, ihm im Verlauf einiger Monate eine Novelle zu liefern.

Raum aber hatte ich meinen Contract unterschrieben, so begann der Gedanke, daß ich auf meine Gesundheit nicht zählen könne, und daß ich ein gegebenes Wort zu halten habe, mich zu peinigen und mir schlaflose Nächte zu machen, und ich brachte es mit dieser unnützen Selbstquälerei wieder einmal dahin, mich leidender zu machen, als ich war, und so meine Sorge zu erhöhen. Daneben traute mir mein Verleger, Herr Reimarus, nicht so recht. Er hatte den Contract mit mir abgeschlossen, ohne eine Zeile von mir gelesen zu haben. Nun las er die „Clementine“ und die „Jenny“, und es wurde ihm

zu Muth, wie jenem armen Huhne, das ein Habichtsei ausgebrütet hat, und mit Entsetzen die großen Augen des kleinen Raubvogels aus dem Ei hervorkommen sieht. Der ganze leidenschaftliche Ton meiner Auseinandersetzungen, mein Festhalten an Ueberzeugungen, welche nicht die allgemein herkömmlichen waren, beunruhigten ihn, und er beschwor mich nun plötzlich, da er es ja mit einem in gewissem Sinne gouvernementalen Unternehmen zu thun habe, um Gottes Willen Nichts zu schreiben, was irgend nach einer Seite Anstoß geben könne. Zwei-, dreimal besuchte er mich, während ich arbeitete, um mir diese Bitte an das Herz zu legen, und als er dann erfuhr, daß meine Novelle den Titel: „Der dritte Stand“ tragen solle, stiegen seine Besorgnisse auf das Höchste.

Nun war er ein feiner, durchaus gebildeter Mann, der mir nicht wehe thun wollte, und ich hatte auch den redlichsten Willen mich seinen Anforderungen zu fügen, aber die Scene war gar zu komisch, wenn er auf sein Kapitel kam. Er sprach dann schneller, als er pflegte, lobte mich eifrig, und schloß dann, sich hastig und verlegen die Hände reibend, als er zum letztenmale davon mit mir sprach: „Nun mein

theures Fräulein! wenn wir also nun bald fertig sind, so sehen wir Ihre schöne Arbeit durch, und finden wir Etwas, was uns bedenklich scheint, so merzen wir das aus, so merzen wir das leicht aus, und ändern es!“ Er stand auf, gab mir die Hand und wollte gehen; ich erhob mich ebenfalls, und seine Hand festhaltend, sagte ich: „Verzeihen Sie, mein Bester! aber Eins muß ich Ihnen noch sagen. Da ich die Novelle geschrieben habe und nicht wir Beide, so werde auch ich allein sie revidiren, und Sie werden dieselbe wörtlich so drucken, wie ich sie geschrieben habe. Eine Censur von Ihnen erkenne ich um so weniger an, als bereits die Censur der Behörden auf unserm Schaffen lastet. Dieser keinen Anstoß zu geben, bin ich Ihnen schuldig und bin ich bemüht gewesen, im Uebrigen vertrete ich, was ich schreibe, und im schlimmsten Falle büßen Sie Ihr, blindes Zutrauen zu Herrn Hofrath Tief! Ich bin eben ein Kind meiner Zeit, das hätten Sie wissen können; aber ich denke, Sie sollen kein Hinderniß durch mich erfahren!“

So schieden wir denn freundlich und ich arbeitete an meiner Novelle eifrig fort, mich jeden Tages glücklich preisend über die Fähigkeit schaffen zu

können, was mich erfreute, und arbeiten und leben zu können, nach meinem Bedürfen. Ich dachte mit sehr erhöhter Liebe an meine Schwestern nach Hause, ich war äußerst erfreut, wenn ich recht viel Bänder und Kragen und Kleidungsstoffe und Gott weiß was sonst noch für sie zu besorgen hatte, denn wenn man Freude hat, mag man gern Freude bereiten, und es socht mich dabei gar nicht an, daß ich auch jetzt noch in Berlin jeder Art von häuslicher Bequemlichkeit ermangelte.

Ich wohnte seit ich im Herbst des Jahres dreiundvierzig wieder aus Breslau zurückgekehrt war, bei einer Anverwandten, die außer mir noch andre Pensionaire hielt. Da diese Letztere ihr größere Entschädigungen bieten konnten, als ich es mit meinen mir knapp zugemessenen Mitteln zu thun vermochte, mußte ich mich natürlich mit dem schlechtest gelegenen Zimmer begnügen, und wenn ich nun auch nicht, wie es früher der Fall gewesen war, der nothwendigen Möbel entbehrte, so hatte ich dafür um so mehr von Musik und von einer Passage durch meine Stube zu leiden, die allerdings unter den obwaltenden häuslichen Verhältnissen ganz unvermeidlich war. Auf der einen Seite meiner Stube

musizirte meine sehr musikalische Tante, wenn ihr eine freie Stunde übrig blieb, auf der andern Seite eine englische Sprachlehrerin, deren musikalische Anlagen echt englische waren, und die ausgerüstet mit dem ganzen Stolze ihres Englands, ruhig fortspielte, wenn auch meine Tante eine Stube davon selber Musik machte. So zwischen zwei musikalischen Feuern in drangvoll fürchterlicher Enge eingekleidet, saß ich an meinem alten Schreibsekretair, und Köchin und Hausmädchen, und jeder Besuch, der zu meiner Tante ging, elegante Toiletten und Rehrbesen und Waschzuber, Alles passirte an mir vorüber, und es war ein Glück für mich, daß ich es als Kind erlernt hatte, in der Wohnstube am Familientisch zu arbeiten, und meine Gedanken, unabhängig von den Vorgängen um mich her, zusammen zu halten und auf das Papier zu bringen; denn ohne solche frühzeitige geistige Abhärtung hätte ich in dieser Wohnung nicht eine Zeile schreiben können.

Das Schlimmste und das mir eigentlich Unerträgliche bei dieser Einrichtung bestand darin, daß ich nicht Herr in meiner Stube war. Man kann sich in dem elendesten Kämmerchen einheimsen und es sich und Andern darin behaglich machen, wenn

man die Freiheit hat, es seinem eigenen Wesen anzupassen. Einer Bodenkammer und einer Bauernstube kann man das Gepräge eines gebildeten Geistes aufdrücken, einem sogenannten „anständig meublirten Vermiethzimmer“ ist aber weit schwerer beizukommen, und ich ging oftmals in dem Zimmer umher, und dachte: wohnst du denn hier wirklich? — Ich sah die Porzellanvasen mit gemachten Blumen an, die unter ihren Glaskuppeln in steifer Verblichenheit dastanden; ich sah an der Wand zu den mir fremden, schlechtgezeichneten Familien-Portraits hinauf, ich stand vor dem Trümeau, der mit dem Zimmer und mit den andern Möbeln gar keine Gemeinschaft hatte, und dachte: wie sind wir Beide denn eigentlich hierher verschlagen? und ich kam mir in meiner Umgebung so fremd vor, als ginge ich in den verblichenen Kleidern einer alten Maskengarderobe umher. Schlimmer aber noch empfand ich es, wenn ich genöthigt war, mir meine Bestellungen bei Handwerkern selbst zu besorgen, gelegentlich ein größeres Packet für die Meinen selbst zur Post zu tragen, und vollends, wenn ich Abends unbegleitet über die Straße gehen mußte.

Zu Hause war es ein feststehendes Gesetz ge-

wesen, daß keine der Töchter in ein fremdes Haus zu einer Wäscherin, Schneiderin, Putzmacherin gehen durfte, sofern diese nicht einen offenen Laden hielt, und eben so waren wir, sobald es nicht mehr völlig Tag war, niemals auf die Straße gekommen, ohne von einem Mädchen oder von dem Hausdiener begleitet zu werden. Da wir reichliche Bedienung im Hause hielten, hatte das gar keine Schwierigkeiten gemacht, es waren immer Leute zur Verfügung gewesen, und da es in den uns befreundeten Familien eben so gehalten worden, hatte ich kaum daran gedacht, daß es überhaupt anders sein könne. Als ich dann zum erstenmale einen Winter in Berlin zugebracht, hatte eine der ersten Anordnungen, welche mein Vater für mich getroffen, darin bestanden, einen Diener zu engagiren, der mich begleitete, wenn ich Abends ausging oder ausfuhr, denn selbst im letztern Falle fürchtete der Vater irgend welche Zufälle, die mir unangenehm sein konnten, und ich hatte mir, um diese Anordnung aufrecht zu erhalten, die recht kostspielig war, mancherlei Erwünschtes versagen müssen, wollte ich die mir von meinem Vater bewilligte monatliche Summe nicht überschreiten und seine Güte für mich nicht mißbrauchen.

Jetzt, da ich mir vorgenommen, nur von meinem Erwerbe zu leben, war dieser begleitende Diener der erste Luxus, den ich mir abgewöhnte und abgewöhnen mußte. Ich machte meine Commissionen selbst, ich ging im Dunkeln allein aus, und ich empfand dabei keine Furcht, wohl aber ein Unbehagen, ja ich fühlte mich gedemüthigt. Ich kam mir erniedrigt, gelegentlich auch so einsam und verlassen vor, daß mir eines Abends, als ich in einem argen Schladwetter, in Mantel und Kapuze durch den nassen Schnee der Straßen watete, die Thränen in die Augen kamen. Es war derselbe Hochmuth, der sich in mir geregt hatte, als ich das erste selbstverdiente Geld empfangen hatte, und ich wurde die Quelle meiner Niedergeschlagenheit nicht gewahr, ohne mich derselben bald von Herzen zu schämen, und mit aller meiner Kraft und Vernunft gegen den Dünkel anzukämpfen, der sich die Vorzüge des selbstwerbenden Mannes, des Arbeiters aneignen wollte, ohne den Muth zu haben, sich da, wo es Noth that, auch den Bedingungen der Selbstständigkeit ehrlich und freudig zu unterwerfen.

Ich hatte schon oftmals von den arbeitenden Ständen mündlich und schriftlich gesprochen, hatte

schöne und erhabene Sentenzen darüber gemacht, mein Lebelang von der Gleichberechtigung und von der Emancipation der Frauen sehr energisch geredet, und fand nun zu meinem Erstaunen, daß ich im schlimmen Sinne des Wortes „die Dame“ spielte, daß ich mein besseres Selbst angetastet glaubte, wenn ich Geld für meine Arbeit nahm, daß ich meiner Stellung zu nahe zu treten, meinem Schicksalgefühl Etwas zu vergeben wähnte, wenn ich, wie Tausende von armen ordentlichen Arbeiterinnen Abends ruhig meiner Wege ging. Das machte eine vollkommene Revolution in meinem Innern, und ich kam mir nun plötzlich mit meinem Salon-Anstand und meiner damenhaften Vornehmheit so unter meiner wahren Würde vor, daß ich mich recht von Herzen in die Idee versenkte, mein Leben lang immer nur eine tüchtige Arbeiterin zu sein, auf welchen Platz das Schicksal mich auch stellen, welche Art von Arbeit mir auch nöthig werden würde, um mir meine ehrliche Selbstständigkeit zu erhalten. Man hat aber in sich Etwas gewonnen, wenn man aufhört die Achtung des Menschen nicht ausschließlich nach der Art seiner Arbeit, sondern nach der Tüchtigkeit abzumessen, mit welcher er

derselben obliegt; und wie es thöricht ist, wenn man von den arbeitenden Ständen spricht, dabei nicht nur der Handarbeitenden zu gedenken. Man hört dann wenigstens auf, die Würdigkeit und Vornehmheit des weiblichen Geschlechtes, gewissermaßen nach seiner Vermögenslage zu beurtheilen, und sich gedemüthigt und verlassen zu fühlen, weil man nicht Geld genug hat, unnöthig Droschken zu bezahlen und einen Diener hinter sich hergehen zu lassen. Indes man macht sich freilich von Nichts schwerer, als von seinen Vorurtheilen und von seinen Gewohnheiten los, wenn beide irgend einem Hochmuthe heimlich Vorschub leisten.

Meine Arbeit für den Kalender ging mir nicht so frisch von Statten, als es bisher mit meinen Produktionen der Fall gewesen war. Daß ich dies Thema vermeiden und jenes nicht sagen sollte, daß ich ein bestimmtes Längenmaß nicht überschreiten und an einem festgesetzten Tage fertig sein mußte, lähmte mich, und als ich die Hälfte meiner Novelle fertig hatte, mißfiel sie mir so gründlich, daß ich sie plötzlich ganz verwarf, um sie, durch keinen Hinblick auf meine Versprechungen gehemmt, auf's Neue zu beginnen. Ich wollte sie ganz nach meiner

Neigung fertig machen, und was dann nicht zulässig war, später streichen und mildern, und ich war ganz gut im Zuge, als meine Gedanken plötzlich nach einer anderen Richtung gezogen wurden, denn fast gleichzeitig mit einer Einladung meines Onkels Friedrich Lewald, seine Frau bei einer Badereise zu begleiten, erhielten wir die Nachricht, daß mein Vater unsern Bitten nachgegeben habe, und uns in der ersten Hälfte des Maimonates in Berlin zu besuchen gedente.

Wir hatten diesen Ausflug für ihn schon lange gewünscht. Er hatte Königsberg seit Jahren nicht mehr verlassen, und wir glaubten seinen Briefen anzufühlen, daß eine Erfrischung ihm geistig wie körperlich wohl nothwendig sei. Da es sich so anließ, als ob unser ältester Bruder und ich und meine zweite Schwester dauernd in Berlin bleiben würden, begann der Vater seinerseits an eine gänzliche Uebersiedlung der Familie zu denken, und beschäftigte sich, um diese bewerkstelligen zu können, mit der allmählichen Verkleinerung und Realisirung seines Geschäftes. Aber an ein großes Geschäft gewöhnt, das ihm Sorgen und Aufregungen aller Art verursacht hatte, langweilte ihn sein jetziger Geschäftsbetrieb, und es

war oftmals die Rede davon, daß er etwas Neues, Neues beginnen möchte, wozu es im Grunde für ihn nicht zu spät gewesen wäre, denn er war erst sechsundfünfzig Jahre alt. Es schien jedoch, als habe er die alte Kraft und Entschlossenheit nicht mehr, als fehle ihm die frühere, frische Heiterkeit.

Wir schoben das zum Theil auf meine und meiner Brüder Abwesenheit von Hause. Es war dadurch stiller bei uns geworden, die Freunde meiner Brüder hatten Königsberg zum Theil auch verlassen, und seit ich fort war, hatte das Gesellschaftsleben sich, wie die Schwestern schrieben, in unserm Hause sehr geändert und vermindert. Sie hatten Anfangs, bedeutend jünger als ich, weniger Initiative und weniger Einfluß auf den Vater gehabt. Er hatte gern Gesellschaft um sich, ja sie war ihm mit ihrer Anregung ein Bedürfniß, aber er war nicht der Mann, sie um seinetwillen einzuladen, und da die Schwestern den reifen Männern unseres Umganges noch keine ebenbürtige Gesellschaft sein konnten, so hatte man sich mit einer gelegentlichen Tanzgesellschaft begnügt, hatte sich mit Vorliebe in den Gedanken großer häuslicher Zurückgezogenheit hineingelebt, und war es dann endlich gewahr geworden, daß Nichts den

Menschen so schnell altern macht, als Einsamkeit und zu große Gleichförmigkeit des Lebens, daß dagegen Nichts so wohl und so frisch erhält, als regelmäßige Anspannung der Thätigkeit und rascher Wechsel der Eindrücke. Der Mensch ist darin dem Magnete gleich: je mehr er tragen muß, um so stärker wird seine Kraft.

Schon das ganze Jahr hindurch hatten wir daher den Vater angelegen, uns zu besuchen. Er sollte sich Berlin wieder einmal ansehen, sollte sich überzeugen, ob sich ihm irgendwo eine ihm zusagende neue Thätigkeit darzubieten scheine, und wir hatten dabei besonders an die zahlreich entstehenden neuen Eisenbahnen und an andere Aktien=Unternehmungen gedacht, bei welchen für einen Mann von seiner Begabung sich wohl Aussicht zu einer zweckmäßigen Bethheiligung bieten konnte. Indeß all' unser Zureden war lange vergeblich geblieben, denn die Macht der müden Gewohnheit hatte ihn einzuspinnen begonnen. Er hielt es lange für unzulässig, seine vier Töchter, obschon sie Alle ganz erwachsen und vollständige, verlässliche Mädchen waren, auch nur für ein paar Wochen im eigenen Hause mit eigener Dienerschaft allein zu lassen, während sie noch zum

Ueberfluß von nahen Freunden und Bekannten umgeben waren. Er fand es eben so schwer, das Geschäft seinen Commis für kurze Zeit zu überantworten, und als wir es dann mit Bitten und Drängen, mit Vorstellen und Zureden endlich dahin gebracht hatten, daß der Vater sich zu einem Ausfluge von vierzehn Tagen entschloß, zeigte er uns dies mit einem innern Widerstreben an, welches uns befremdete und besorgt machte, weil dergleichen bis dahin nicht in seinem entschiedenen Wesen gelegen hatte.

Neben dieser unverkennbaren und mich sehr beunruhigenden Abspannung meines Vaters hatte die Energie, mit welcher sein jüngster Bruder, nach langer Muße, sein Leben zu einem überaus thätigen umgestaltet hatte, etwas Ueberraschendes; und unsere Liebe und Verehrung für den Vater gab uns den Muth, für ihn noch auf eine ähnliche Wandlung zu hoffen, wenn es uns nur gelungen sein würde, ihn einmal wieder in einen frischen Strom des Lebens hinein zu locken.

Schon im Frühjahr dreiundvierzig hatte ich in Breslau meinen Onkel als einen ganz verwandelten Menschen und sein Haus als ein mir völlig neues



wiedergefunden. Seine erste Frau war einige Jahre vorher gestorben, und der Onkel hatte ein Fräulein Pauline Wertenthin, welche als Erzieherin seiner Kinder in sein Haus gekommen war, ein paar Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau geheirathet. Sie war nicht jung und nichts weniger als hübsch, aber eine große Gestalt von guter Haltung, eine Frau voll Verstand und Tüchtigkeit und von guten, weltgewandten Formen. Da mein Onkel seit einer Reihe von fünfzehn, sechszehn Jahren gar kein Geschäft betrieben, so war die ganze reiche Haushaltung aus dem Vermögen seiner ersten Frau bestritten worden, das nach deren Tode zum allergrößten Theile auf deren Kinder fiel, wenn schon mein Onkel noch bis zu deren Volljährigkeit die Nutznießung davon hatte.

Als er nun die Erzieherin seiner Kinder heirathen wollte, erklärte diese ihm, daß es für ihr Gefühl eine Unmöglichkeit sei, von dem Vermögen ihrer Stiefkinder zu leben, und so hatte mein Onkel, damals schon ein Mann von einigen vierzig Jahren, und an die vollste Muße und Unabhängigkeit gewöhnt, sich denn schnellen Entschlusses darin gefunden, eine Disponentenstelle in einem großen

Breslauer Handlungshause anzunehmen, die ihm eine nicht unbedeutende Einnahme sicherte, bis er mit seinen Planen weiter gediehen war, und eine größere, lohnendere und bedeutendere Thätigkeit für sich erschaffen hatte.

Diese Pläne und diese Thätigkeit hatten sich auf den Bau der Oberschlesischen Eisenbahn bezogen. Mein Onkel kannte durch seine bisher aus Liebhaberei betriebenen Studien und durch seine bisherigen Beschäftigungen mit den Verwaltungsverhältnissen der Provinz, ihre Zustände, Kräfte und Bedürfnisse, wie wenig Andre; er hatte seit früher Zeit Verbindungen in den Regionen des Finanzministeriums gehabt, und hatte durch sein Wissen und seine Energie die Gründung der Bahn zu Wege gebracht, zu deren Specialdirektor er dann erwählt worden war.

In dieser Stellung und an der Seite seiner zweiten Frau hatte ich ihn im Frühjahr dreiundvierzig in Breslau wiedergefunden, und hatte mich immer fragen müssen: wie hat diese Frau eine solche Umgestaltung in dem Leben eines reifen, fertigen Mannes vollbringen, wie hat sie ihn dazu bewegen können, allen seinen bisherigen Gewohnheiten zu

entsagen, und ihm ein neues Leben anzueignen, das ihn so viel mehr befriedigt und seinen Kräften so viel angemessener ist, als das zwanzig Jahre lang geführte Leben der dilettantischen Muße?

Die Familie wohnte nicht mehr in der Stadt, sondern in dem großen neuen Bahnhofsgebäude vor dem Schweidniger Thore, und obschon meine Großtante, die Mutter der ersten Frau, noch in dem Hause lebte, was für die zweite Frau keine leichte Sache war, so hatte diese es doch verstanden, die mir früher so auffallend gewesene Dreitheiligkeit der Familie aufzuheben, und alle Elemente derselben in einen festen und auf das praktischste zusammengefügtten Hausstand zu vereinigen. Statt des rein literarischen Geistes, der sonst der herrschende in dem Hause meines Onkels gewesen, war der industrielle darin eingezogen, und der Umgangskreis hatte sich danach verändert. Es kam zwar der Stamm der alten Hausfreunde in demselben noch als gelegentliche Gäste zusammen, aber die literarische Stammgasterei hatte aufgehört, und neben den Beamten, mit denen der Onkel zu thun hatte, fanden sich auch deren Frauen und Familien ein, so daß der Birkel sein ungewöhnliches

Gepräge verloren, und dadurch in gewissem Sinne gewonnen hatte.

Der Onkel selbst war wie verjüngt, und meinem Vater in seinem Wesen weit ähnlicher geworden als zuvor. Er hatte sich an eine Thätigkeit gewöhnt, die ihn von Morgens fünf Uhr bis spät am Abende in Beschlag nahm, die ihm früher unerträglich gedünkt haben würde, und die ihm nun eine unverkennbare Genugthuung gewährte, weil er jetzt erst völlig hatte kennen lernen, was er vermochte und was er werth war. Sich großer Kraft bewußt zu werden, ist aber ein großes Glück, denn ein Vermögen, von welchem man nicht weiß oder keinen Gebrauch macht, besitzt und genießt man eben nicht.

Das Haus meines Onkels war, wie gesagt, lange nicht mehr so gesellig als vor zehn, eilf Jahren, denn die Tante Pauline hatte ernste, schwere Erfahrungen hinter sich und war ohnehin kränklich, aber man hatte in demselben mehr Ruhe als vordem, und mir war es dadurch noch heimischer als zuvor erschienen. Ich hatte nun freilich nicht bei meinem Onkel Lewald, sondern in der Simon'schen Familie in Scheitnig gewohnt, war aber doch öfter nach dem Bahnhof gekommen, und meine neue Tante

hatte mich lieb gewonnen. Als denn nun im Frühjahr von vierundvierzig die Rede davon war, unter den disponibeln Frauenzimmern der Familie eines auszuwählen, das meine Tante nach Tepliz begleiten sollte, hatte sie mich mit sich zu nehmen gewünscht, und mein Onkel mir dies, mit seiner gewohnten guten Laune in den Worten mitgetheilt: „Vor zehn Jahren habe ich Dich in Deutschland zu Deinem Vergnügen spazieren gefahren, jetzt sollst Du einmal zu Paulinens Vergnügen nach Tepliz fahren. Wir rechnen darauf, daß Du am ersten Mai bei uns bist, damit Ihr Euch vorher anständig mit einander einlebt, und daß Du nachher den Sommer bei uns bleibst, um Dich von dem Pfeifen meiner Lokomotiven zu Deinen Poesien begeistern zu lassen. Bessere Luft wie auf dem Hausvoigtei-Platz in Berlin hast Du bei uns gewiß, und zwei Stuben zu freier Verfügung. Also besinne Dich nicht und komme spätestens den ersten Mai; zwischen dem fünfzehnten und achtzehnten sollt Ihr reisen!“

Daß ich gehen würde, gehen müsse, auch wenn ich weniger Neigung und Lust dazu gehabt hätte, als es der Fall war, hätte schon die Pflicht der Dankbarkeit von mir gefordert, aber das Anerbieten

stellte die größten Annehmlichkeiten in Aussicht, entsprach allen meinen Bedürfnissen und Wünschen, kleidete in Form einer Bitte, was mir eine große Gewährung war, und doch stand ich im ersten Augenblicke davor ganz erschrocken da, denn mein Vater sollte kommen, meine Arbeit war lange nicht fertig, und wenn ich nach Breslau ging, mußte ich — konnte ich endlich, endlich Heinrich Simon wiedersehen!

Ich war in großer Aufregung, ich arbeitete den Tag über wie im Fieber, um fertig zu werden, und schlief die Nächte nicht, weil ich mich immer fragte: bist du denn mit dir so weit im Klaren und in Ruhe, hast du den Frieden in dir so weit befestigt, daß du den Geliebten deiner Jugend wiedersehen kannst, ohne dich auf's Neue in das alte Schmerzens-Labyrinth der Leidenschaft zu verirren? Sollst du ihn bitten, fortzugehen? sollst du es darauf ankommen lassen, ob er, eingedenk deiner Forderung dich zu meiden, sich von selbst entfernt? oder ihm schreiben, daß du ihn wiederzusehen wünschest?

Ich kam lange zu keinem Entschluß, aber meine Arbeit und meine Gesundheit empfanden die Unruhe meines Geistes und meines Herzens, und als ich

die Erzählung, etwa zwei Tage vor meines Vaters Ankunft beendigt zu haben glaubte, und sie nun Behufs der letzten Revision noch einmal durchlas, fühlte ich die nachtheiligen Folgen meiner innern Zerstreutheit überall so unverkennbar, fand ich solche Lücken in der Composition, bei welcher es auf eine ethische Verschmelzung der verschiedenen Stände durch die Heirath von zwei jungen Paaren abgesehen war, daß mir, wollte ich nicht dem mir vertrauenden Verleger eine Arbeit abliefern, die mir selber in keiner Weise genügte, gar Nichts übrig blieb, als sie von Anfang bis zu Ende umzuwerfen, und die hundertundzwanzig Quartseiten, aus denen sie bestand, ganz auf's Neue umarbeitend abzuschreiben.

Ich war in Verzweiflung darüber, und die Thränen stürzten mir aus den Augen, als ich mein Heft zur Seite legte, um die neuen Bogen weißen Papiers aus meinem Schubfach hervor zu holen, aber es ging mir damit, wie in andern Verhältnissen auch. Man kommt mit Allem zurecht, was man nicht mit halben Maßregeln abzumachen unternimmt. Die halbe Maßregel hängt mit ihrer andern Hälfte immer an dem Falschen fest; während wir uns ab-

mühen, mit der richtigen Hälfte vorwärts zu kommen, hält die falsche uns zurück, und hin und her gezogen, ermüdet von Bestrebungen, deren Fruchtlosigkeit wir uns nicht eingestehen wollen, weil wir uns ja redlich abmühen, begnügen wir uns schließlich mit einer Halbheit, welche in der Regel Niemanden befriedigt und uns eine mißmüthige Neue, einen dumpfen, unklaren Fleck in der Seele nachläßt, an den wir nicht gern denken mögen. Träge oder unklare und schwache Menschen, Menschen die sich sehr lieb und leicht Mitleid mit sich haben, sind die Freunde solcher Halbheit, und lieben es Denjenigen, der mit sich und mit den Dingen nicht transigiren und unterhandeln mag, wo er, wenn auch mit Opfern und mit Anstrengung, das ihm entsprechende Ganze erreichen kann, gewaltthätig und radikal zu nennen; und gewaltthätig genannt zu werden, war ich von früher Jugend auf gewohnt. Aber ich befand mich, wenn ich die ersten Schmerzensstunden überwunden hatte, stets sehr wohl dabei, und ich meine, auch Andern wäre meine mitleidslose Entschlossenheit in gewissen Lebenslagen eben so zu statten gekommen, als mir und meiner kleinen Arbeit in dem betreffenden Falle.

Das Wetter draußen, wir waren in den letzten Tagen des April, war freilich ungewöhnlich schön, der Himmel schien verführerisch blau in meine kleine Stube hinein, die Spitzen der beiden Bäume, welche ich über die Kolonnaden der Mohrenstraße hinüber ragen sah, winkten mit ihren grünlich schimmernden Nester förmlich in das Freie hinaus, und ich sehnte mich nach frischer Luft wie ein Dürstender sich nach Wasser sehnt: aber ich fand, nun ich mich erst überwunden und meine Partie genommen hatte, bald eine Genugthuung darin, meine Schuldigkeit zu thun, und meiner Arbeit gerecht zu werden, indem ich sie so gut machte als ich es eben verstand. Ich sagte mir, was ist's denn Großes? Habe ich doch als Kind auf Herrn Ulrich's Befehl eine mißlungene Schrift zehn, zwölfmal abschreiben müssen, und ist meine Kraft doch so ungemein gewachsen seit der Zeit. Konnte ich damals als Strafe, und gegen meine Ueberzeugung die Arbeit von zwei Seiten zehnmal schreiben, weshalb sollte mir es denn so gar schwer werden, jetzt, mit eigener Einsicht von der Nothwendigkeit des Unternehmens, eine Novelle noch einmal zu schreiben. Es galt, wie später mein Mann das genannt hat, „als ehrlicher Arbeiter mit dem

Schurzfell zu arbeiten", es galt kein vornehmer Dilettant, kein gefühlvoller sich mit dem ungefähren Anschein der Dinge begnügender Blaustrumpf zu sein, sondern ernst zu arbeiten, wie der Jurist, der Philolog, wie jeder Mann es in seinem Fache thun mußte, wo etwas Ordentliches geleistet werden sollte. Und da kein Zuspruch so sichere Wirkung thut, als derjenige, den wir selber uns gutwillig angeeignen lassen, so fand ich bald die Liebe und die Lust für meine Novelle wieder, componirte mir einen jungen gebildeten, aber ohne bestimmte Beschäftigung lebenden Edelmann hinein, der nothwendig als Gegensatz zu den verschiedenen bürgerlichen Arbeitern gefordert war, und da ich die ganze kleine Erzählung in einer Rattunfabrik spielen ließ, zu welcher die großen Rattunfabriken der mir befreundeten Familie Goldschmidt mir das Modell geliefert hatten, so arbeitete ich auch die Schilderung der Fabriken etwas ausführlicher aus, und es kam denn eine Art von Zeitbild zu Stande, das freilich lange nicht dem Vorwurfe entsprach, welchen ich im Sinne getragen, das sich aber doch lesen ließ, und den engen Rahmen, für den es bestimmt war, nicht eben ungeschicklich ausfüllte.

Ich war noch mitten in der Arbeit, als mein geliebter Vater zu uns kam. Ich hatte ihn drei Viertel Jahre, mein Bruder und meine Schwester Minna ihn seit ein paar Jahren nicht gesehen, und da wir ihn mit einer heimlichen Sorge um sein Befinden erwarteten, waren wir um so glücklicher, ihn über alle unser Hoffen wohl und anscheinend ganz ungealtert wieder zu umarmen. Da mein Bruder, wie ich, bei unserer Tante wohnte, und zwei kleine Stuben inne hatte, war die äußerst gutmüthige und gefällige Frau unschwer dazu zu bewegen gewesen, die kleinen Räume für die Aufnahme meines Vaters einzurichten, und so hatten wir denn das Glück, den Vater, so gut wir es in unserer Beschränkung eben vermochten, bei uns beherbergen zu können.

Eng, wenig bequem und keiner seiner Gewohnheiten entsprechend, wie die Stuben und die Gastlichkeit es waren, die wir ihm bieten konnten, war er doch sichtlich darüber erfreut, zum erstenmale der Gast seiner Kinder zu sein. Es war das einzigmal daß ihm diese Freude, uns dies Glück vergönnt ward. Denn als wir uns später in der Lage befanden, ihm in unsern Häuslichkeiten ein wirkliches Wohlsein zu

bereiten, war er nicht mehr unter uns, war er uns schon entrissen; und jemeht ich daran denke, je weiter ich in diesen Aufzeichnungen den Weg meines Lebens verfolge, um so mehr fühle ich, welch eine Melancholie diese Rückerinnerungen neben ihrer Süßigkeit in sich verschließen. Es ist mir oftmals, wenn ich an diesen Blättern schreibe, wie an dem Tage, an welchem ich mit lieben Freunden zum erstenmale von Castellamare nach Pompeji fuhr. Ich befand mich mitten im freudigen Genuß des Lebens, die Sonne lachte vom Himmel hernieder, daß das Meer noch blauer als das Firmament erschien und der Sand wie Gold erglänzte. Die Freunde waren heiter, ich war es ebenso. In den acht grünen Cypressen, die damals den Eingang von Pompeji schmückten, sangen die Vögel, sich auf den Spitzen der emporragenden Zweige sonnend und wiegend — und doch sprach Alles um uns her von Untergang, von Vergänglichkeit, von Tod. Sie waren hin die Menschen, welche diese Mauern gefügt, sie waren in Staub zerfallen die kunstgeübten Hände, welche diese Wandgemälde in ihrer sinnigen Lieblichkeit erschaffen, sie waren verschollen die Geschlechter, deren Wagen einst über die breiten stei-

nernen Gleise des Pflasters gefahren. Nur die Spuren ihres Daseins und Wirkens waren geblieben — geblieben, wie mir die Erinnerung geblieben ist an alle die Menschen, von denen diese Blätter erzählen, und von denen schon so viele lange, lange hingegangen sind — hingegangen in das unübersehbare Reich der ewigen Vergangenheit.

Ich denke ihrer und fühle sie lebendig in mir, ich denke ihrer, und kann es nicht vergessen, wie vergänglich auch die Menschen sind, die mit mir leben, die das Glück meines Daseins ausmachen; und die eigene Vergänglichkeit tritt mir aus dem Spiegel dieser Blätter, ein stilles memento mori entgegen. Da gilt es denn diesem traurigen Zurufe ein muthiges: memento vivere! entgegenzusetzen, zu lieben und zu beglücken, sich zu freuen und zu genießen, so lange man kann; und sich mit der Hoffnung zu getrösten, man werde einst den Geliebten eine so freundliche und werthe Erinnerung sein, als es uns diejenige ist, welche wir selbst von unsern geschiedenen Lieben im Herzen bewahren.

Neuntes Kapitel.

Mein Vater verweilte acht, neun Tage bei uns, und da ich ihn so genau kannte, merkte ich, daß er sich immer in einer gewissen Verwunderung über uns befand. Unsere beginnende Unabhängigkeit war ihm etwas Fremdes, und auch uns war es sonderbar, daß wir Umgangskreise hatten, welche nicht die seinen waren, daß wir ihn in denselben vorzustellen hatten, daß wir in Berlin heimischer waren als er, daß wir ihm zuweilen Fingerzeige und Rath zu geben hatten, ja daß er diesen von uns forderte.

Er sah sich unser häusliches Leben an, und es fiel ihm auf, daß wir uns in Verhältnissen behaglich fühlen konnten, welche uns so wenig von demjenigen gewährten, das er uns dargeboten hatte. Wir waren leichtlebiger, muthiger und doch ernster geworden, als zuvor; wir waren nach seiner Meinung nicht

mehr ganz Dieselben, als welche er uns entlassen hatte. Sein Empfinden mochte den Gefühlen gleichen, welche Leopold Schäfer in den Worten ausdrückt:

„Du hast den Sohn noch, aber mehr kein Kind!“

Und in gewissem Sinne ging es uns eben so. Wir waren so sehr gewöhnt, uns dem Vater in jedem Betrachte unterzuordnen, Alles von ihm und durch ihn zu empfangen, daß wir im ersten Augenblicke nahe daran waren, uns unserer ersehnten und endlich errungenen Unabhängigkeit vor ihm zu schämen.

Indeß unser gegenseitiges Verhältniß war ein zu gesundes, als daß eine solche Stimmung mehr als eine vorübergehende hätte sein können. Wir hatten uns nach wenig Tagen völlig zurecht gefunden, und verlebten die freien Stunden, welche unsere Arbeit und des Vaters Geschäfte uns und ihm übrig ließen, sehr heiter und zufrieden mit einander. Da der Bruder die ganzen Morgen- und Mittagsstunden durch sein Amt gefesselt war, so begleiteten ich und die Schwester den Vater, wenn er irgend welche Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen wünschte, und es war ihm dabei eigentlich nur um

dasjenige zu thun, was ihm neue Anschauungen gewähren konnte.

Er hatte z. B. nie ein Fresko-Gemälde gesehen; wir erbatan also die Erlaubniß, die damals noch nicht enthüllten Fresken des Museums besichtigen zu dürfen; wir gingen in die Raczynskische Gallerie, und mehrmals in die Bildergallerie des Museums, in welcher ich nun schon heimischer geworden war und den Cicerone machen konnte. Der Vater hatte durch die seit einigen Jahren auch in Königsberg eingeführten Kunstausstellungen Freude an der Malerei gewonnen, während die Plastik ihm immer ein fremdes Element blieb. Er fand die Farblosigkeit derselben kalt, und die Zahl der Motive waren ihm zu beschränkt. „Immer dieselben Gestalten!“ rief er aus, „und wenn sie noch etwas Andres als Götter oder Soldaten machten! Ich weiß damit ein für allemal gar Nichts anzufangen.“ — Er war in einer Zeit und unter Verhältnissen erzogen, in welchen von Kunst kaum die Rede gewesen, und in welcher ihm sicher kein Kunstwerk zu Gesicht gekommen ist. Das jetzt heranwachsende Geschlecht kann sich davon kaum noch eine Vorstellung machen, wie gänzlich einst alle Kunst aus dem Leben verschwunden war, und



wie unsere Jugend, und vollends die Jugend unserer Eltern ohne irgend einen Zusammenhang mit dem Kunstschönen hingegangen ist.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich das erste moderne Delgemälde, eine Gestalt aus dem Ossianischen Sagenkreise, von Julius Moser, sah, und einundzwanzig, als ich, wie ich in diesen Memoiren erzählt, die ersten Statuen erblickte. Gipsabgüsse nach guten antiken oder modernen Originalen gab es vor dreißig Jahren innerhalb des Bereiches der bürgerlichen Verhältnisse noch nicht. Was wir an Gipsfiguren zu sehen bekamen, das trugen die herumziehenden Italiener auf ihren Köpfen umher. Es waren kleine Büsten des Königs und des Fürsten Blücher, kleine Statuetten des alten Fritz und Napoleon, es waren grün und roth angestrichne Pappageien und mit dem Kopfe wackelnde Kaninchen; und als dann später die Büsten von Schiller und Göthe in halber Lebensgröße, und die lesenden und schreibenden Kinder und ein paar Adler nach Rauch an die Reihe kamen, waren das Besitzstücke, welche unser Einer lange aus der Ferne anzustaunen hatte, weil sie Anfangs so theuer waren, daß man an ihre Erwerbung noch nicht denken konnte. Ein Kupfer-

sich war eine Seltenheit! Selbst Lithographien kamen in den bürgerlichen Wohnungen nur ausnahmsweise vor, und wie wir in unserer Jugend uns mit Erstaunen umgesehen haben würden, hätte man uns in eines der mit Bildern und Statuetten geschmückten Zimmer versetzt, wie man deren jetzt in allen nicht unbemittelten Familien findet, so würden unsere Kinder äußerst verwundert sein, wenn sie der gänzlichen Schmucklosigkeit gegenüber ständen, die früher selbst in den Häusern wohlhabender Leute gar nicht auffiel. Man war es durchaus gewohnt, die glatten vier Wände anzusehen, denn außer einigen schlechten Familienportraits besaß kaum Jemand einen Wandschmuck, wenn er nicht reich und besonders gebildet war; und daß wir in meinem Vaterhause in früherer Zeit eine Reihe von Kupferstichen gehabt hatten, das war ein auffallender Luxus gewesen.

Von all' dem Schönen, Erfreulichen und Bedeutenden, welches jetzt selbst dem bettelnden Kinde an den Fenstern der Buch- und Kunsthandlungen zur Ansicht geboten wird, war in meiner Jugend in Königsberg noch keine Spur zu finden. Ich meine, es wird nicht vor der Mitte der dreißiger Jahre

gewesen sein, daß bei uns in der Altstädtischen Langgasse Herr Voigt auf den Gedanken kam, seine Papier- und Cartonagen-Handlung allmählich in eine Kunsthandlung umzuwandeln, welche Anfangs dürftig genug ausgestattet war; und es vergingen dann noch Jahre, ehe er das schöne Lokal in der Junkerstraße eröffnete, das sich, als ich achtzehnhundert fünfunds vierzig zum letztenmale meine Vaterstadt besuchte, wohl sehen lassen konnte, aber freilich damals noch immer als das einzige derartige Institut in Königsberg da stand. Kleine Lehrjungen, armer Leute Kinder hören jetzt hier in Berlin, wenn sie an dem Schaufenster einer Kunsthandlung oder vor den nun schon zahlreichen Statuen und Monumenten in den Straßen stehen, mehr und verständiger über Kunst urtheilen, als es mir in meiner Jugend zu Theil geworden; und es ist nicht hoch genug anzuschlagen, daß die jetzt heranwachsende Generation ihre Empfindung für das Schöne durch Anschauung ausbildet, ehe sie den abstrakten Begriff des Schönen fassen lernt. Ich z. B. kannte die Namen der großen Künstler aller Zeiten, hatte von ihren Werken gelesen, wußte diese Werke zu nennen, aber ich hatte so gut wie Nichts davon gesehen, bis ich mit sieb-

zehn oder achtzehn Jahren in der Wohnung meines Zeichenlehrers Kupferstiche nach den besten Meistern kennen lernte. — Man hörte und las von den Künsten, deren Erzeugnisse gesehen werden müssen, wenn man über sie nicht wie der Blinde von der Farbe urtheilen soll; und eine ganze Seite der menschlichen Fähigkeiten, welche die jegige Generation, ohne es gewahr zu werden, von ihrer ersten Kindheit an in sich entwickelt und ausbildet, lag in uns und in unsern Vätern und Müttern in der Regel völlig brach, wenn man nicht etwa auf Reisen es so glücklich getroffen hatte, daß man eine oder die andere der öffentlichen Gallerien einmal hatte ansehen können, die fast durchweg nur an einzelnen Tagen in der Woche und nicht ohne mancherlei Weitläufigkeiten und Kosten besucht werden konnten.

Neben den Gemäldegallerien sahen wir mit dem Vater das ägyptische Museum an, das damals noch in den Gartengebäuden des Schlosses Monbijou befindlich und sehr unzuweckmäßig aufgestellt war; dann fuhren wir nach verschiedenen Fabriken, an denen der Vater und ich ein gleich lebhaftes Interesse nahmen. Dazwischen arbeitete ich nothgedrungen mehrere Stunden des Tages, und manche

Stunde verging in ernstern Gesprächen und Beratungen über die Zukunft der einzelnen Familienmitglieder. Mein Vater dachte bisweilen doch mit Bedauern daran, daß ein Geschäft aufgegeben und aufgelöst werden sollte, welchem er alle seine Kräfte gewidmet, das ihm die Möglichkeit gegeben hatte, eine so große Familie wie die unsere anständig aufzuerziehen, ein gewisses Vermögen dabei zu erübrigen, und das ohne Frage einer bedeutenden Ausdehnung fähig war, wenn eine junge und frische Kraft dasselbe nach den Bedingungen der jetzigen Zeit zu betreiben unternahm. Er hatte oftmals den Wunsch gehegt, daß unser ältester Bruder, dessen rascher und klarer Verstand und dessen organisatorisches Talent ihm vielversprechend für den Beruf des Kaufmannes zu sein schien, seine juristische Carrière aufgeben und dafür in das väterliche Geschäft eintreten möge, und es war einmal nahe daran gewesen, daß der Sohn aus Rücksicht auf den Vater sich zu dem Opfer entschlossen hätte. In frühern Zeiten hatte meine Mutter, aus Vorliebe für den sicheren Erwerb des Beamten, und aus Scheu vor den großen Wechselfällen, denen das Leben des Kaufmanns unterworfen ist, bei Mann und Sohn dahin gewirkt, jenen Plan

nicht zur Ausführung kommen zu lassen; und jetzt, da unser Vater wieder auf seinen Vorschlag zurück kam, war ich es, welche in den Bruder drang, nicht darauf einzugehen, obschon ich die größte Vorliebe für den Stand des Kaufmanns hegte, und obschon wir sahen, daß dem Vater viel daran gelegen war.

Mein Bruder liebte seinen Beruf, der allen seinen Anlagen in jedem Betrachte entsprach; es hatten sich ihm in demselben durch seinen Fleiß und seine Kenntnisse schnell günstige Aussichten eröffnet, er liebte auch das Leben in der Hauptstadt, und sollte das Alles aufgeben, um mit dem Geschäfte in Königsberg, an welchem Orte er nicht so gern war, als in Berlin, die Sorge für das Vermögen seiner sechs damals noch sämmtlich unverheiratheten Schwestern zu übernehmen, das zum Betrieb des Geschäftes nothwendig in demselben hätte bleiben müssen, wenn der Tod uns den Vater einmal entriß. Je mehr die Zukunft seiner Töchter dem Vater Sorge machte, je weniger er den Gedanken fassen konnte, daß sie einmal auf sich selbst gestellt und vielleicht genöthigt werden könnten, ihr Brod unter Fremden zu suchen, wenn das Vermögen, das er uns hinterließ, nicht ausreichend sein sollte, uns,

wie der Ausdruck lautet, standesmäßig zu unterhalten, um so lebhafter hing er an dem Gedanken, den Sohn an seiner Stelle als Versorger der Töchter eintreten zu sehen, und ich fühlte wie hart es dem Erstern ankam, auf solch eine Probe zwischen seiner eigenen Neigung und Einsicht, und zwischen den Wünschen und Beruhigungen des Vaters gestellt zu sein. Ich sah es daher als meine Aufgabe an, nach beiden Seiten darauf hinzuwirken, daß dies Opfer nicht positiv gefordert und nicht dargebracht wurde, und hätte ich nicht schon lange vorher es eingesehen, wie verkehrt die Erziehung und die Stellung sind, welche man den Mädchen in den bürgerlichen Kreisen anweist, so würde mir die Erkenntniß bei den peinlichen Erörterungen wohl gekommen sein, welche jene Lage mit sich brachten, und welche mir völlig unaushaltbar gewesen sein würden, hätte ich mich noch zu der Zahl derjenigen gerechnet, deren Zukunft meinen Vater beunruhigte, deren Hilfslosigkeit und Abhängigkeit der Mann, welcher sie erschaffen, damit als eine lebenslängliche und unabweisliche anerkannte. Wie Eltern bei der Geburt einer Tochter nicht erschrecken, wenn sie dieselbe als ein durch ihr Geschlecht zu ewiger Abhängigkeit und Unterstützung

bestimmtes Wesen betrachten, ist mir immerdar ein Räthsel geblieben. Wäre es nicht so ernsthaft und so traurig, so könnte man es äußerst komisch finden, daß der Vater, an dem Tage, an welchem die neugeborne Tochter ihm in die Arme gelegt wird, nach dem jetzigen Stande der Dinge, wenn er nicht sehr reich ist, stillschweigend darauf rechnet, es werde sich wohl einmal ein Andern finden, der ihm die Pflichten und die Sorge für dieses Wesen abnimmt; nur daß er dabei nicht auf den heiligen Vincenz von Paula und auf ein Hospital zum heiligen Geiste, sondern auf irgend einen redlichen Erdensohn und auf dessen Haus und Arbeit spekulirt.

Es gelang uns denn auch, unseres Vaters Plane mehr und mehr auf ein Zusammenleben mit uns in Berlin hinzulenten, und da ich inzwischen meine Novelle beendet und abgeliefert, und die Zeit herangekommen war, in welcher meine Tante ihre Badekur zu machen hatte, so verließ ich Berlin an demselben Tage, an welchem mein Vater weiter gen Westen ging, und ich schied von ihm sehr erquickt durch unser Beisammensein, völlig beruhigt über sein Befinden, und mit der Hoffnung, uns im Hochsommer wiederzusehen, denn ich dachte nach der Reise mit

meiner Tante für längere Zeit in die Heimath und zu meinem Vater zurück zu kehren.

Da die Arbeit und die Anwesenheit desselben mich in den letzten Tagen völlig in Anspruch genommen hatten, so kam ich erst in der Einsamkeit des Eisenbahncoupees und des Postwagens, mit welchem man damals noch den halben Weg nach Breslau zurückzulegen hatte, zur Ruhe und zur Sammlung, und es trat mir beinahe wie etwas ganz Unerwartetes entgegen, daß ich am nächsten Tage in Breslau sein und Heinrich Simon wieder sehen sollte.

Ich hatte mir durch eils Jahre diesen Augenblick in den wechselndsten Stimmungen, unter den verschiedensten Umständen zu vergegenwärtigen gesucht, hatte ihn mit der Sehnsucht glühender Leidenschaft und mit der Beknirschung und Verzagttheit gänzlicher Hoffnungslosigkeit in's Auge gefaßt. Nun stand ich nahe davor, und kannte mich kaum wieder, in der Ruhe und Stille, welche in meiner Seele herrschten. Ich wollte mich dieses Zustandes erfreuen, aber ich vermochte es nicht, denn unwillkürlich fiel mir ein Wort aus einem Briefe des Prinzen Louis Ferdinand an seine Geliebte, Pauline Wiesel, ein, welches ich im Laufe des Winters

hatte citiren hören. Es lautete: „Wo sind die schönen Tage hin, in welchen wir so unglücklich waren!“ Das hatte mich schon damals, als man es vor mir aussprach, sehr gerührt und ergriffen; nun befand ich mich in der Lage, es mit innerer Bewegung auf mich selber anzuwenden. Wo waren die schönen Tage hin, in welchen ich so unglücklich gewesen war?

Wie in einem magischen Doppelbilde hatte ich mich und mein Leben beständig vor Augen. Ich sah mich, wie ich im Schneetreiben jener Märznacht an meines Vaters Seite von Breslau abgefahren war, das Herz voll Verzweiflung, die Seele verdüstert, den Sinn aussichtslos, dabei jung, leidlich gesund, leidlich sorgenfrei und doch ohne alle Hoffnung. Jetzt war ich dreiunddreißig Jahre, also für ein Mädchen alt, meine Jugend lag hinter mir, ich war nicht gesund, ich hatte auch kein Liebesglück, auf das ich mich getröstete, aber ich fühlte mich reich, ich fühlte mich jung, ich hatte die Seele voll Hoffnung, ich liebte das Leben, denn ich hatte ein schönes Ziel im Auge, ich hoffte Gutes und Schönes zu leisten, ich hatte Arbeit, die mich freute, ich hatte Selbstständigkeit, ich hatte Freiheit! Ja selbst jene

Abhängigkeit, die ich sonst immer dem geliebten Manne gegenüber empfunden hatte, fühlte ich nicht mehr.

Ich sah dem Zusammentreffen mit ihm in ruhiger Freude entgegen. Ich dachte nicht mehr ausschließlich: wie wird er dich finden? ich fragte mich ebenso: was wird er geworden sein? Und das Gefühl der Gleichberechtigung, das ich neben ihm empfand, machte ihn mir nur werther.

Am Abende vor meiner Abreise von Berlin hatte ich ihm geschrieben, daß ich nach Breslau kommen würde, und daß ich mich darauf freute, ihn nach so langen Jahren in Ruhe und Herzensfreiheit wiederzusehen.

Es war gegen die Nacht hin, als ich in Breslau anlangte. Mein Onkel Lewald empfing mich auf der Post, ich war sehr heimisch in seinem Hause und in Breslau. In meinem Zimmer erwartete mich ein Willkommens-Gruß von Heinrich. Eine augenblickliche Spannung mit unserm Onkel Lewald, durch politische Meinungsverschiedenheit erzeugt, hatte ihn abgehalten, selbst zu mir zu kommen.

Am nächsten Tage sahen wir uns in Gegenwart seiner Eltern und Geschwister wieder. Wir waren

Grund seines Wesens zu kommen, so hatte Heinrich Simon, als er sich von seinen Vorurtheilen zu befreien anfing, in seinem Herzen den wahren Kern und Gehalt seiner eigenen Natur gefunden und erkannt: den Drang und die Nothwendigkeit für das Recht einzustehen, wo es verdunkelt oder wo demselben zu nahe getreten wurde. Der Jurist, der Rechtsgelehrte, war ein Mann des Rechtes, ein Rechtsvertreter geworden.

Alle seine Arbeiten hatten diesem einen Ziele gegolten. Die Rechtskenntniß zu fördern hatte er den Plan zu einer systematischen Quellendarstellung der Gesetzgebung über das öffentliche Recht des preußischen Staates gefaßt, und mit seinem Freunde, dem Präsidenten von Könne, ein großes Werk: „die Verfassung und Gesetzgebung des preußischen Staates“ herausgegeben. Ähnliche und eben so bedeutende Arbeiten waren, da ihre Zusammenstellung die Kraft eines Einzelnen überschritt, in Gemeinschaft mit andern Freunden unternommen worden, und während Simon selbst als Richter in Breslau thätig war, hatte er grade in dem Zeitpunkt, in welchem ich ihn wiedersah, seine Polemik gegen die im März des Jahres vierundvierzig von der preußischen Re-

gierung neu erlassenen Gesetze begonnen, welche nach seiner Meinung die Unabhängigkeit des preussischen Richterstandes antasteten.

Die Beschäftigung des Menschen ist sein wesentlichster Erzieher, wenn die Zeit für ihn vorüber ist, in welcher er der Erziehung durch Eltern und Lehrer theilhaftig wird. Wer sich mit kleinlichen Dingen beschäftigt, verkleinert allmählich sein Interesse und damit auch sich selbst; wer seine Thätigkeit auf große und würdige Gegenstände richtet, kann nicht anders als an sich selbst einen großen Maßstab legen, und muß danach trachten, in sich dasjenige so weit als möglich heranzubilden, was er mit seiner Thätigkeit für Andere als ein Ideales darzustellen unternimmt. So hatte denn auch Heinrich Simon seinen ganzen Menschen zu einer harmonischen Einigkeit herausgebildet. Was er in der Theorie für recht erkannte, das trachtete er im Leben zu verwirklichen; Richter zu bleiben, wenn die geistige Freiheit desselben durch Gesetze angetastet wurde oder doch in den Augen des Volkes als angetastet und dem Zweifel unterworfen erscheinen konnte, hielt er für unmöglich.

Seine Eltern, welche große Hoffnungen auf die Zukunft dieses Sohnes gebaut hatten, waren unzu-

frieden damit, daß er sich mit dem Ministerium, welchem er untergeordnet war, in einen Conflict gebracht, der voraussichtlich mit des Sohnes Austritt aus dem Staatsdienst enden konnte. Die ganze oppositionelle Thätigkeit, in welche er gerathen war, sagte seinen Eltern nicht mehr zu. Sie waren Beide nicht mehr jung, und die Mutter, welche später den Bestrebungen ihres Sohnes mit ganzem Herzen folgte, welche eine zweite Jugend, eine neue Kraft des Geistes gefunden zu haben schien, als die preussische Revolution sich in den Jahren sechs- und siebenundvierzig anzukündigen begann, und welche unverzagten Herzens blieb, als der Sieg der Reaktionspartei ihren Sohn in das Exil zu gehen nöthigte, war damals krank; und Krankheit entmuthigt. Heinrich hatte die Mutter zu beruhigen, sich mit dem Vater in das Gleiche zu setzen, er sah auch selbst nicht ohne Schmerz auf die Nothwendigkeit hin, einem Berufe zu entsagen, dessen veredelnde Kraft und Würde er von jeher empfunden und hoch angeschlagen; aber diese Würdigkeit hörte mit der Freiheit auf, und auch er trug das alte biblische Wort als Leitstern in seinem Herzen: was hülf's

dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Er war viel ernster geworden, aber seine frühere Schwermuth hatte ihn verlassen. Er war fertig geworden mit der unfruchtbaren Reue über den im Duelle begangenen Mord, seit er seinem Vorsatz nachgekommen, sein Leben für das Allgemeine zu verwenden, und wie der Geist die Welt „am Zeichen hält“, hatte ein zufälliges Ereigniß dazu beigetragen, ihn einen Abschluß mit der Vergangenheit machen zu lassen.

Er hatte sich eines Abends in einem öffentlichen Garten oder in einem Weinhause befunden, und war, ohne es zu wollen, Hörer eines Gespräches geworden, das sich ausführlich über ein für den nächsten Morgen zwischen zwei jungen Männern festgesetztes Duell erging. Dies hören war Eines gewesen mit dem Vorsatze, das Duell wenn es irgend möglich, zu verhindern; und obschon von der größten persönlichen Zurückhaltung und jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten im hohen Grade abgeneigt, war er an die ihm ganz fremden jungen Männer herangetreten, hatte ihnen gesagt, wie er eben jetzt zufällig von dem Vorhaben eines Schuß-

duelles gehört, und es von ihnen erbeten, man möge ihn den Vermittler zwischen den Betheiligten machen lassen. Der Bestürzung, der Befremdung, welche ein solch unbefugtes Dazwischentreten hervorgerufen, hatte der Adel seiner Persönlichkeit und eine kurze Mittheilung über sein früheres Erlebniß ein Ende gemacht. Sein männlich, ernster Freimuth hatte den jungen Männern Zutrauen eingeflößt, er hatte von ihnen den Namen der beiden Duellanten und Sekundanten erfahren; und in der Nacht, von Einem zu dem Andern hin und her gehend, vorstellend, überredend, vermittelnd, hatte er eine Ausgleichung des Streites, eine Versöhnung der Streitenden zu Wege gebracht. Durch diese Verhinderung eines Verbrechens, wie er selbst es falschem Ehrgefühl und elenden Vorurtheilen zu Liebe, einst gegen sein besseres Wissen begangen, hatte er symbolisch den letzten Abschluß mit den schmerzlichen Erinnerungen an seine eigene Vergangenheit gemacht.

Ich erfuhr alle diese Dinge in den ersten Tagen durch gelegentliche Mittheilungen der Seinen, ich sah ihn täglich, besuchte ihn mit seinen Schwestern, in der Wohnung, welche er sich eingerichtet hatte, und die er mit seinem Vetter, dem jetzigen

Rechtsanwalt Max Simon, gemeinsam inne hatte. Auch sie trug das Gepräge des Ernstes und der Arbeit. Große Bücherschränke, einfache, zweckmäßige Möbel von edler Form, keine Verweichlung in der Wahl derselben, kein unnützer Zierrath irgend einer Art. Dafür enthielt sie eine große und reiche Bibliothek, einige alte gute Delbilder, Blumen, deren Pflege nicht viel Zeit erfordert, verschiedene gute Waffenstücke und Gewehre, und endlich schloß sich an die parterre gelegene Wohnung ein Stückchen Gartenland an, das zu bebauen und selbst zu bearbeiten ihm Erholung und Genuß war. Von der tiefstinnigsten Rechtsdeduktion konnte er mit großer Befriedigung zum Spaten greifen, und da es ihm in jenen Zeiten nicht vergönnt war, seiner tiefen Liebe zur Natur durch einen Aufenthalt in schöner Gegend zu genügen, so erquickte es ihn, dem Stückchen Erde, das ihm zunächst lag, mit eigener Hand die größte Pflege angedeihen zu lassen; und kein reicher Gutsbesitzer und kein König können von dem Ertrag ihrer Besitzungen und Länder mehr Genuß haben, als Heinrich offenbar empfand, wenn er uns mit einer Schüssel Salat aus seinem Garten, oder die Kinder seiner Geschwister mit einem Teller

voll Erdbeeren aus demselben bewirthen konnte. Die ganze Güte, die ganze Liebe und Liebenswürdigkeit seiner Natur traten dann mit seinem hellen Lachen so erquickend hervor, und wenn man sah, wie er für das Vergnügen der kleinsten Kinder, wie er für das Behagen der Erwachsenen mit einer fast weiblichen Achtsamkeit Sorge trug, so hätte man meinen sollen, er habe eben gar nichts Weiteres zu thun und im Sinne. Man hätte nicht glauben sollen, daß man hier einen Mann vor Augen sehe, den ernste persönliche Sorgen, schwere Arbeit, und die tiefste Theilnahme an dem Gang des öffentlichen Lebens beschäftigten.

Es hatte, als ich nach Breslau gekommen, in dem Plane meiner Tante Lewald gelegen, nach wenig Tagen abzureisen, indeß mancherlei Hindernisse hielten uns in ihrem Hause noch zurück, ich sah meinen Vetter täglich, und wir hatten Freude an einander. Meine Heiterkeit, mein Lebensmuth machten uns einander ähnlich, aber es fiel ihm auf, daß ich mich noch gänzlich an meine alten Lebensgewohnheiten anklammerte, daß ich mich für verpflichtet hielt, eine Menge von Handarbeiten zu verrichten, weil es früher meine Aufgabe gewesen

war, sie zu machen, um keine unnöthige Ausgabe zu veranlassen. Er lachte mich aus, wenn er mich nähernd, meine Sachen ausbessernd fand. Er lachte mich aus, wenn ich mir einbildete, dahin oder dorthin nicht allein gehen, ein Museum, ein Theater nicht allein besuchen, eine Reise nicht ohne Begleitung machen zu können, falls es sich dabei um mehr, als um einen Transport von einem Orte nach dem andern handelte; und während ich mir ein Bewußtsein daraus machte, durchaus nicht von den Gewohnheiten und Vorschriften des Vaterhauses abzugehen, während ich, an Abhängigkeit und Unterordnung mehr gewöhnt als ich es selber wußte, meine literarische Beschäftigung immer noch wie ein mir Zugestandenes, gleichsam auf Widerruf Erlaubtes, ansah und betrieb, rief er mir fast an jedem Tage zu: „Nimm Deine Position doch ganz und voll! Nähe nicht, sondern lies und lerne! Gehe, wohin Du willst! lebe wie Du magst! stelle die geistige Unabhängigkeit, die Du vertheidigst vor allen Dingen in Dir selber dar! vereinfache Dein Leben und Deine Bedürfnisse so sehr Du kannst, denn die Frauen bleiben unfrei durch die tausend Kinkerlitzchen, aus denen sie ihr Dasein zusammen setzen, frage nur Dich selbst

um Rath bei Deinem Thun und Lassen; nimm Dir die Freiheit so frei zu sein, als Du es bist!"

Eines Abends, den wir im Hause seines Bruders zugebracht hatten, und an welchem fast alle jüngern Familienmitglieder beisammen gewesen waren, standen wir nach dem Nachtessen an einem der geöffneten Fenster, und sahen über die weite Fläche des Bahnhofes hinaus, denn mein jüngerer Vetter wohnte, als Beamter der Oberschlesischen Bahn, auch in einem der Bahnhofes-Gebäude, und ich machte die Bemerkung, wie schwer es für die Phantasie sei, sich in einer Gegend zurecht zu finden, welche man unbebaut gekannt hat, und die man mit einer Reihe von Straßen durchschnitten, durch neue Wege verändert, ihrer Bäume beraubt, mit einem Worte gänzlich umgestaltet wiederfindet, wie die Partien vor dem Schweidniger Thore verwandelt worden waren, seit ich sie zum erstenmale gesehen hatte.

„Mich dünkt," sagte ich, „wenn wir früher zum Schweidniger Thore hinaus kamen, hatten wir an der alten kleinen Kirche vorüber zu gehen, um nach dem Garten zu kommen, in welchem Deine Eltern damals wohnten; und selbst der Garten sieht mir

völlig anders aus als zu jener Zeit. Ich kannte ihn, als ich vor dem Jahre hier war, kaum noch wieder, und heute noch sind mir alle Stege und Wege hier draußen förmlich fremd.“

„Und wir sind sie doch manch liebes Mal gegangen!“ versetzte er als ganz natürliche Antwort. Aber es begegnet gar oft, daß unsere einfach gesprochenen Worte eine Bedeutung in sich tragen, die wir nicht hineinzulegen meinen, und die uns selber überrascht, weil sie, gegen unsere Absicht, uns und dem Andern unsere letzten innern Gedanken offenbart. So mochte es Heinrich in dem Augenblick gegangen sein, denn er wiederholte wie in Nachdenken versunken: „manch liebes Mal!“

Er hatte meine Hand gefaßt, wir standen still am Fenster neben einander. „Komm!“ rief er nach einer Weile, wir haben uns eigentlich noch gar nicht gesprochen, und eilf Jahre sind eine halbe Ewigkeit! Wir sind ja noch viel umgewandelter als hier die Wege und Stege, und müssen einander klar werden ein für allemal. Laß uns hinunter gehen!“

„Wir Beide allein? hier von allen Andern fort?“ fragte ich mit gewohnter Zaghaftigkeit.

„Kind!“ rief er mit leichtem Spott, aber er wen-

dete sich zu den Uebrigen und that den Vorschlag, bei dem schönen Wetter noch einen Gang in das Freie zu thun. Daß waren Alle gern zufrieden. Man bedurfte keiner Vorkehrungen, die Gegend war einsam und es war spät. Die Paare und Gruppen fanden sich schnell zusammen, ich ging an Heinrich's Arm. Eine Weile blieben Alle vereint, dann trennte die Ungleichheit des Schrittes Diesen und Jenen von der Gesammtheit, und bald waren wir allein.

Die Nacht war wunderschön, kein Wölkchen am Himmel. Wir befanden uns in den letzten Tagen des Mai, der Mond stand voll am Horizonte und schwebte leicht und frei in der Luft. Auf den Wällen war es still, die Promenade breitete sich ruhig längs dem Stadtgraben hin. Aus den Boskets, aus den Gärten duftete der Flieder hervor, in allen Büschen sangen die Nachtigallen, und zwischen den Aesten der Bäume hindurch streute der Vollmond goldene Lichter über unsern Weg. Hie und da sah hellbeschiienen ein Gartenhaus mit seinen weißen Wänden zu uns hinüber, hier und da begegneten uns noch ein paar Leute, schlug aus irgend einem Zimmer Musik an unser Ohr. Allmählich aber hörte das Alles auf. Die Fenster in den Häusern wurden

dunkel, die Musik verstummte, kein Mensch begegnete uns mehr. Der Himmel und der Mond, der Blüthenduft und die Kühle der Nacht, der Sang der Nachtigallen und das Glimmern des Mondes auf dem Wasser, das leise Rauschen und Flüstern der Bäume waren nur für uns da, gehörten nur uns allein.

Und wir gingen und gingen, und setzten uns nieder, und gingen wieder, und erzählten einander in Stunden den Inhalt langer, langer Jahre, und mit dem Thau, der erfrischend durch die Luft zu ziehen begann, floß manche Thräne der Erinnerung auf die Wange hernieder, und unter dem hellen Mondlicht hellte sich Alles, Alles auf, was dunkel zwischen uns gewesen war, und wie der Mond hinabsank, sank die ganze Vergangenheit mit ihren Trübungen und Irrthümern, mit ihrem Verschulden und Erleiden für immer und ganz und gar in die Nacht hinab; und ein heller Tag der Reigung und des felsenfesten Vertrauens stieg daraus empor, der uns zu Freunden machte, und uns geleuchtet, nicht mir und dem Geliebten meiner Jugend allein, sondern Allen denen, die das spätere Leben ihm und mir zu eigen gegeben, in ungetrübter Klarheit, bis zu

der Stunde, da wir Alle den theuren Mann verloren haben.

Es dämmerte schon der Morgen herauf, als Heinrich mich an die Thüre meines Hauses geleitete.

„Wann werdet Ihr reisen?“ fragte er mich.

„Wir gehen übermorgen.“

„Bleibt Ihr lange in Tepliz?“

„Bis sechs Wochen.“

„Ich habe Zeit,“ sagte er, „willst Du, daß ich Euch dort auffuche und eine Weile bei Euch bleibe?“

„Nein! thue das nicht!“ bat ich ihn, „wir treffen uns wohl bald einmal auch ohne das. Aber schreibe mir jetzt wieder und schreibe bald!“

„Als ob sich das nicht von selbst verstände!“ entgegnete er. Wir gaben und schüttelten einander die Hände. Wir waren einander jetzt unverlierbar für alle Zeit.

„Rechne auf mich, wie ich auf Dich rechne für jeden Fall!“ sagte er noch einmal, „und wenn Du mich brauchst, rufe mich, und ich werde da sein!“

„Das weiß ich!“ versicherte ich ihm — und so trennten wir uns.

* * *

Im Laufe des Tages sahen wir uns noch bei seiner Mutter. Sie hatte das Fieber, wir sahen gegen den Abend, als der Anfall vorüber war, eine Weile an ihrem Bette.

„Du hast Dich recht erholt seit dem vorigen Jahre!“ sprach sie, mich mit ihrem sanften Blicke still betrachtend.

Ich sagte ihr, daß es mir auch besser gehe, daß ich mir von der Reise und dem Aufenthalt in freier Luft völlige Herstellung erhoffe, und drückte ihr meine Freude darüber aus, daß ich Dresden und die sächsische Schweiz, Prag und Böhmen und überhaupt und vor Allem wieder ein Stück schöner Natur zu sehen bekommen würde.

Sie hörte mir zu, hörte, daß Heinrich mir Briefe an einige Bekannte von ihm anbot, welche ich auf unserm Wege zu treffen Aussicht hatte, und mit ihrer feinen Seele fühlte sie mir und ihrem Sohne die freie Heiterkeit wohl an, welche seit gestern über uns gekommen war. Aber sie fragte Nichts. Nur als sie mich einmal hell und fröhlich lachen hörte, sagte sie: „Ich bin recht glücklich darüber, Fanny! daß Du die Heiterkeit Deiner Jugend wiedergefunden hast. Mache es doch möglich, nach Deiner Rück-

kehr eine Weile bei uns zu bleiben, Deine Frische ist eine solche Erquickung für mich.

Sie reichte mir die Hand, ich küßte sie ihr, der Sohn küßte ihre andere Hand: „Da muß ich auch dabei sein!“ sagte er scherzend. Sie lachte und drückte uns Beiden die Hände ohne ein Wort zu sprechen; aber man muß sie gekannt haben, um zu wissen, was ihre Blicke Demjenigen zu sagen vermochten, der sie zu verstehen gelernt hatte. Ich besaß an ihr eine Mutter, an ihrem Sohne einen Freund auf jede Probe.

* * *

Und bis die Dankbarkeit des Volkes, für dessen Recht und Freiheit Heinrich Simon gestritten und gelitten, ihm am Wallensee, der ihn in der Fülle seiner Kraft begraben, das Denkmal errichtet, welches den vorüberziehenden Deutschen an einen der müthigsten und besten Söhne seines Vaterlandes mahnt, mögen diese Blätter, welche liebevolle Erinnerung an einander reihte, seinem theuern Andenken gewidmet sein.

#

Ha
H. E

